

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 37

www.nyland.de

nyland@nyland.de

Max von der Grün Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Wolfgang Delseit
und
Volker Zaib



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 37

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und der
LWL-Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 37

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2013 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89528-966-8
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

Unter Tag	7
Rom	9
Die Dortmunder Gruppe 61. Literatur und Wirklichkeit	19
Wenn Sie mich fragen... [I]	23
Ruhrgebiet – Was ist das? Gedanken zur Zeit	28
Wenn Sie mich fragen... [II]	36
Waldläufer und Brückensteher	42
Die lebenden Leichen in den gläsernen Särgen	57
Friseur	74
Kapituliert oder befreit?	90
Tatort: ZDF-Studio Löwenthal	96
Mittelalter	99
Allein	104
Vom Autor, der sich das Telefon abgewöhnt hat	115
1937	117
Masken	127
Nichts als gegeben hinnehmen	132
»Vom Schreibtisch sehe ich das Schloß«	140
[Romanfragment]	143
Nachwort	149
Textnachweise	154

Unter Tag

Es knirscht der Stein,
es droht der Berg,
das Holz, es ächzt,
das Hangende bricht ein.
Fünfte Sohle am Schacht,
bei fünftausend Watt
dennoch Nacht.
Im Streb der Staub,
vom Lärm die Ohren taub;
Schweiß furcht Rinnsale übers Gesicht,
im hungernden Licht
quält sich die Schicht.
Vier Tonnen Kohle, fünf, zehn,
gebrochen.
Vom fallenden Gestein
die Haut zerstoßen.
Staubumnebelt,
wasserbespeit
zwingen acht Stunden
die Ewigkeit.
Am Ende ein Schluck,
zwei Stullen mit Wurst;
Dreck im Gaumen,
in der Kehle rast Durst.
Es knirscht der Stein,
es droht der Berg,
das Holz, es ächzt,
Hangendes bricht herein.
Nun, Kumpel, lauf!
Kumpel! Glück auf!

(1960)



1956

Rom

Der Landgerichtsrat Dagobert Mora überquerte gedankenlos die Via Tarutti, und er schimpfte vor sich hin, auf die Hitze, auf das laute Leben der Römer, auf den verwirrenden Verkehr. Sein Langhaardackel, den er an der Leine führte, trottete müde neben ihm, der Dackel sah manchmal zu seinem Herrn hoch, als ob er ihm Vorwürfe machen wolle wegen des langen Spazierweges in dieser Hitze. Plötzlich stand Mora vor einem Kiosk, der auch deutsche Zeitungen ausgelegt hatte, er kaufte sich den ›Spiegel‹ und die ›Quick‹, blätterte gelangweilt, las flüchtig die Überschriften, wischte sich mehrmals Gesicht und Nacken vom Schweiß frei und dachte, daß es für Hund und Herrn ein Wahnsinn war, im Juli nach Rom zu fahren.

Mora war ein sportlicher Mann, nicht mehr ganz jung, sechzig, aber wer es nicht wußte, schätzte ihn auf Anfang fünfzig, er war nach der neuesten Herrensommermode gekleidet und braungebrannt. Als er von Düsseldorf ohne Familie abgefahren war, wußte er noch, warum er nach Rom wollte, jetzt, da er schon vierzehn Tage durch die Stadt wanderte, kam ihm seine Reise blödsinnig vor, und er fragte sich jeden Morgen nach unruhig durchschlafener Nacht, warum er hierher gefahren war. Gut, Rom war Rom, er kannte die Stadt wie seine Westentasche, nun aber verfluchte er sie. Ich werde vor Ablauf meines Urlaubs noch abreisen, mir für vierzehn Tage im Gebirge eine Pension suchen, sagte er laut zu seinem Hund. Der Hund reagierte nicht auf die Worte seines Herrn, er trottete teilnahmslos unter der brütenden Hitze neben Mora her, der einige hundert Meter die Via Tarutti hinaufschlenderte und vor einem Haus stehen blieb, das sich als Hotel auswies. Lange betrachtete er die Vorderfront des Hauses, die wie jede andere aussah: Herabgelassene und unten schräggestellte Rolläden. Nichts Besonderes war an dem Haus, und doch war ihm, als habe er mit diesem Haus schon einmal zu tun

gehabt. Er kannte Rom, er war auch in den letzten Jahren mehrmals durch die Via Tarutti gekommen, er hatte, ohne Zweifel, dieses Haus gesehen, aber heute sah er es erst richtig, und das Haus war wie alle anderen in dieser Straße oder auch so anders.

Purzel, dieses Hotel wäre für uns richtig, sagte er zu seinem Hund, aber der lag schon ausgestreckt im Schatten der Häuserfront und schlappte weit die Zunge heraus. Ich weiß, du hast Durst, aber du bist selbst schuld, du wolltest dort unten aus dem Brunnen nicht saufen. Vielleicht bekommen wir hier Wasser für dich. Ich werde mir morgen eine Thermosflasche kaufen und sie mit kaltem Wasser füllen, damit du immer was zu saufen hast. Der Hund keuchte nur.

Es war Mora, als bekomme er einen Schlag über den Kopf. Da stand Sigillo mit einer weißen Schürze umgetan, Sigillo stand vor ihm unter dem Sonnenfang und sah auf die Straße. Mora fror – er sah Sigillo.

Ja, Sigillo. Das war er, es gab in seinem Gedächtnis kein zweites Gesicht. Dick war Sigillo geworden, sehr dick. Aber sein Gesicht hatte sich nicht verändert, und es wird sich nie verändern, und wenn er hundert Jahre werden sollte. Ich hätte sein Gesicht auch erkannt, wäre er unter Tausenden über die Königsallee gelaufen oder die Breite Straße, oder wenn er auf einer Bank an den Rheinpromenaden gesessen hätte. Er ist ein Gezeichneter – und die behalten ihr Gesicht. Für Mora war Sigillo nur ein Gesicht, sonst nichts. Obwohl Mora fließend italienisch sprach, sagte er zu deutsch: Könnten Sie vielleicht meinem Hund etwas Wasser geben? Da unten ist zwar ein Brunnen, aber der Hund will da nicht saufen, er hat Angst vor den Fontänen. Aber sicher, kommen Sie rein, sagte Sigillo.

Mein Gott, er spricht noch besser deutsch als damals, wahrscheinlich hat er viele deutsche Gäste.

Angenehm kühl war es in der Vorhalle, und Mora ließ sich erschöpft in einen Korbsessel fallen, der Hund lief Sigillo nach, als wüßte er, daß er nun Wasser bekommt.

Es ist alles so italienisch hier, dachte Mora, nicht wie in diesen modernen Häusern, die alle einander gleichen, eine harmonische Verschmelzung von Kunst und Kitsch, wo man hinsieht, das können die Italiener mit der linken Hand, wir Deutsche nehmen alles viel zu ernst, die Kunst und den Kitsch.

Der Hund leckte noch seine Schnauze, als er diesmal vor Sigillo aus einem Nebenraum kam, und der dicke Italiener rieb sich die Hände und lachte und sagte zu Mora, daß der Hund – wie heißt er doch? Purzel? O, ein echter deutscher Name – zwei volle Schüsseln Wasser ausgetrunken habe. Gutes, römisches Wasser. Nicht zu kalt.

Ja, Ihr Wasser hier in Rom ist gut. Aber trotzdem, mir geben Sie doch lieber einen Campari.

Campari ist auch gut, sagte Sigillo und verschwand hinter einer winzigen Theke, die wie eingezwängt aus einer Ecke des fünfeckigen Raumes leuchtete. Fünfeckiger Raum, komisch, ich habe mich damals schon über diesen Raum gewundert, irgendwie hat hier ein Architekt Flausen realisiert, aber das ist nur bei denen möglich.

Wann war das eigentlich? Vierundvierzig? Oder dreiundvierzig? Zwanzig Jahre jetzt. Mein Gott, wie die Zeit vergeht. Sigillo ist zwanzig Jahre älter geworden, und nach meinem Urteil von damals hätte er zwanzig Jahre tot sein müssen. Zwanzig Jahre. Ob da auch die Knochen verfäulen? Das ist verschieden. Aber Sigillo entkam, es entkamen damals viele, niemand wußte wie. Wir wußten Sigillos Adresse, Via Tarutti 62, aber wir fanden ihn dort nicht, es war auch dumm von uns, in seiner Wohnung nachzuforschen, Sigillo blieb verschwunden, immerhin standen die Amerikaner vor der Tür – vor Rom. War das dreiundvierzig? Oder vierundvierzig? Verdammt, man hat die Geschichte mitgemacht und weiß nicht einmal mehr die

Jahre auseinander zu halten. So schnell geht das. Die Kinder lernen die Jahreszahlen jetzt in der Schule, aber wir, die wir diese Jahre gelebt und gemacht haben, wissen sie nicht mehr.

Der Campari war kalt, und Sigillo hatte zwei Stückchen Zitrone beigegeben, in Düsseldorf, dachte er, bekommt man nur ein Stück Zitrone. Diese Italiener kennen kein Maß, nicht einmal dann, wenn es gegen ihren Geldbeutel geht, sie sind maßlos, deshalb kommen sie auch zu nichts. Anscheinend hatte Sigillo Zeit, er setzte sich zu Mora, streichelte den Hund und sagte in fast akzentfreiem Deutsch: Ein schönes Tier ist das, wirklich, ein schönes Tier. Bürsten Sie ihn jeden Tag?

Ja, täglich, fast immer eine halbe Stunde. Man muß Zeit haben, hält man sich so ein Tier.

Ja ja, das stimmt. Ich hatte im Krieg auch einmal einen Hund, damals, als die Deutschen unsere Verbündeten waren und unsere Besatzer. Einen, na, wie sagt man doch in deutsch, ach ja, Dalmatiner. Ein schönes Tier.

Ja, ein schönes Tier, sagte Mora.

Wie bitte? fragte Sigillo, und er sah Mora gespannt an.

Was? Ach ich meinte, Dalmatiner sind schöne Tiere.

Ja, dachte Mora, beinahe hätte ich mich verplappert. Aber es war tatsächlich ein schönes Tier, bei Sigillos Festnahme wurde er erschossen, er war nicht von dem Mann zu trennen. Gott ja, ich gebe zu, eine Kurzschußhandlung des Feldwebels, ja, aber was hätten wir machen sollen, der Schuß hinter das Ohr des Tieres war die beste Lösung und hat uns manchen Ärger erspart. Der Feldwebel hat geweint, er war ein Hundenarr.

Ist er gestorben, der Hund? fragte Mora.

Ja, er ist gestorben, und er war noch nicht alt, vier Jahre. Die besten Jahre für einen Hund. Sigillo sah durch die Drehtür auf die Straße.

Was fehlte Ihrem Hund denn?

Dem Hund? Sigillo lachte kurz. Ach wissen Sie, die Zeit, wie soll ich das sagen, na eben die Zeit.

Haben Sie wieder einen Hund, jetzt? fragte Mora.

Nein, seit damals nicht mehr. Es gibt ja auch Männer, wenn denen die Frau stirbt, dann heiraten sie nicht mehr.

Hahahaha, das soll vorkommen, polterte Mora.

Der Landgerichtsrat Mora überlegte angestrengt, warum er Sigillo damals zum Tode verurteilt hatte, er wußte zwar, daß es mit Diebstahl zusammenhing, erinnerte sich aber nicht mehr, was es war. Ich war nie verheiratet, sagte Sigillo, ich hatte immer Hunde, die genügten mir, die sind so anhänglich, die betrügen nicht, denen kann man am Schwanz ablesen, was sie wollen oder was sie ausgefressen haben.

Da haben Sie recht, sagte Mora.

Sigillo ging noch einmal hinter die Theke, brachte wieder ein Glas Campari und stellte es vor Mora hin. Von mir, sagte er, weil Sie auch so für Hunde sind.

Aber, ich bitte Sie, das kann ich doch nicht annehmen.

Menschen mit Hunden sind meine Freunde, sagte Sigillo, und er lächelte Mora an. Nur nicht ablehnen, lassen Sie nur, mir gefällt es so.

Mora entsann sich, daß Sigillo drei Tage geweint hatte über den Verlust des Tieres. Zwei Männer mußten ihn zu den Vernehmungen schleppen und später auch noch zu der Verhandlung. Sie mußten ihn festhalten, wenn er den Feldwebel sah, der seinen Hund erschöß.

Wie hieß Ihr Hund eigentlich? fragte Mora.

Meiner? Tampi hieß er. Ein schöner Hund, so schön gefleckt, so einmalig gemustert, er hatte am Hals schwarze Tupfer, die wie Fünfecke aussahen. Und laufen konnte er, wie ein Windhund, vielleicht schneller. Er wollte immer nur laufen, mein Hund war immer in Bewegung, er wurde nie müde.

Ja, sagte Mora, das soll es geben.

Es war dumm von dem Feldwebel, den Hund einfach zu erschießen. Aber was sollten wir mit dem Hund tun, wir konnten ihn nirgendwo lassen, und ihn mit Sigillo in eine Zelle sperren, das war gegen die Vorschrift. Der Hund hätte sich auch nicht an andere Menschen gewöhnt, und er hätte sich gewöhnen müssen, auf Diebstahl von Heeresgut stand nun mal Erschießen, das stand fest. Ja, und Sigillo wurde auf frischer Tat ertappt, er leugnete nicht, er sagte nur, als er abgeführt wurde: Hunger, Hunde. Jetzt wußte Mora plötzlich wieder, was Sigillo gestohlen hatte. Zwei große westfälische Schinken, die für das Offizierskasino bestimmt waren. Ja, ganz deutlich sah er wieder alles vor sich, und Sigillo behauptete damals, nicht für sich, sondern für seinen Hund Tampi – was mag wohl der Name bedeuten – habe er die Schinken gestohlen und für den Hund seines Freundes. Das glaubte zwar kein Mensch, aber was nutzte es, gestohlen war gestohlen, ob für sich oder für Hunde. Und was war das für ein Witz damals, für einen Hund oder für zwei Hunde zwei westfälische Schinken zu stehlen, zwei weltberühmte westfälische Schinken. Die Offiziere waren richtig beleidigt. Sie lachten zwar, aber sie waren beleidigt. Und die Schinken waren für die Offiziersmesse.

Frißt Ihr Hund viel? fragte Sigillo.

Nicht viel, zweihundertfünfzig Gramm am Tage, manchmal nicht einmal das. Er ist ausgewachsen und ausgefüttert, und hier in Rom, in dieser Hitze frißt er noch weniger. Er macht mir etwas Sorge, er säuft zu viel.

Macht nichts, bei Hunden reguliert sich das von selbst. Wir Menschen essen ja auch nicht so viel bei der Hitze.

Das stimmt allerdings. Sagen Sie, Sie sind auch nicht mehr ganz jung, waren Sie im Krieg?

Im Krieg? fragte Sigillo. Im Krieg waren wir alle.

Ich meine, ob Sie beim Militär waren?

Militär waren wir auch alle.

Ja ja, sagte Mora, fragt sich nur, auf welcher Seite.

Ja, auf welcher Seite, das ist natürlich wichtig, aber man stand doch immer auf der falschen Seite, weil es im Krieg keine richtige Seite gibt.

Krieg ist Krieg. Sigillo stand auf und ließ den Hund in den Raum, aus dem er schon einmal mit dem Hund gekommen war. Kurze Zeit später kam er wieder und sagte Mora, der Hund habe wieder getrunken, nun muß es aber genug sein, bald werde er wahrscheinlich ein Bächlein machen müssen.

Der meldet sich schon, wenn er muß, sagte Mora. Er steht dann meist auf den Hinterbeinen, macht Männchen, oder er legt sich auf meine Füße, dann weiß ich Bescheid. Mein Tampi, wenn der mußte, der hat immer geheult zum Steinerweichen.

Ja, das tut meiner auch, aber nur wenn er spazieren gehen will.

Hunde haben alle ihre Eigenarten, wie die Menschen, sagte Sigillo, jeder eine andere, noch unterschiedlicher als bei Menschen.

Haben Sie den Krieg gut überstanden? fragte Mora. Ich meine, sind Sie nicht verwundet worden, haben nichts, wie man bei uns sagt, mitbekommen?

Es ist alles normal gelaufen, sagte Sigillo, wie eben im Krieg alles normal laufen kann. Er stützte sich mit der linken Hand auf den Tisch und sah auf Mora herab, der hastig seinen Campari austrank. Mora sah dann noch interessiert die Halle an und lutschte das zweite Stückchen Zitrone aus. Darf ich Ihnen ebenfalls einen Campari ausgeben? fragte Mora.

O nein, ich trinke tagsüber nichts.

Das ist vernünftig, sagte Mora so nebenbei.

Das war eine böse Zeit damals, sagte Sigillo und streichelte wieder den Hund, der vor Wohlbehagen grunzte.

Was ist das nur mit meinem Purzel, dachte Mora, er läßt sich sonst von niemandem anfassen, nimmt von niemand Wasser oder Futter, aber dieser dicke Sigillo, der nach deutschem Gesetz und nach meinem Willen tot sein

müßte, darf mit dem Hund alles machen, und der Hund läßt sich alles gefallen. Nun läßt sich mein Hund von einem lebenden Toten streicheln. Wie sich doch die Zeiten ändern, und man kann nichts dafür oder dagegen tun. Heute ist ein verwirrender Tag. Ich lande in der Via Tarutti, hatte den Straßennamen völlig vergessen, wußte nur ein Erlebnis, kannte nur ein Gesicht, obwohl ich seit zehn Jahren nach Rom fahre, immer zu einer anderen Zeit. Und ich war in den letzten zehn Jahren nie in dieser Straße, obwohl Keats' Haus in der Nähe ist. Dann war ich plötzlich hier, und ich weiß nicht, wie ich hierher geraten bin, es lag auch nicht an den deutschen Zeitungen, die ich am Kiosk kaufte, ich las, daß wieder ein Prozeß gegen meine Zeit in Frankfurt eröffnet wurde. Und dann stand ich plötzlich vor der Nummer zweiundsechzig. Wer mich wohl da hingeführt hat? Der Hund? Der Hund bekam Wasser, und der Herr aus Nummer zweiundsechzig mochte Hunde und Menschen, die Hunde hielten. Das ist ein verwirrender Tag, und ich trinke aus der Hand eines Toten Campari, und der Campari schmeckt gut, besser als in Düsseldorf, und der Mann aus Nummer zweiundsechzig erinnert sich an nichts, er meint nur, daß man immer auf der falschen Seite gestanden hat, damit hat er nicht einmal so unrecht. Der Mann aus Nummer zweiundsechzig erinnert sich an nichts, nicht an die Zeit, nicht an den Feldwebel und nicht an den Richter, nur an seinen Hund, der am Hals fünfeckige schwarze Flecken hatte. Nun ist Sigillo ein geachteter römischer Bürger und bewirtet Deutsche, die ihm das Geld bringen. Eigentlich müßte er tot sein, ein anderer würde das Hotel bewirtschaften, vielleicht auch kein anderer, was tut das schon, nun aber lebt er, und er könnte sich entsinnen und besinnen, und das könnte für mich gefährlich werden. Gottlob aber gibt es Menschen, die vergessen und die sogar vergessen wollen – wer weiß das zu unterscheiden. Wenn man es sich genau überlegt, es war doch etwas zu hart, das Gesetz damals, zwei gestohlene

Schinken hätten keinen Kopf kosten sollen, aber mein Gott, Gesetz war Gesetz, Krieg war Krieg und Schinken war Heeresgut und Heeresgut war Volksgut und Volksgut war die Grundlage des Sieges. Wer Heeresgut, also Volksgut stahl, stahl den Sieg. Gesiegt hatte der Schinken und Sigillo, er setzte sich mit dem Schinken über unser Gesetz hinweg und damit über unseren Sieg. Er siegte über mein Urteil und damit über die Zeit ...

Der Landgerichtsrat Mora bemerkte erst jetzt, und mit Schrecken, daß Sigillo ihn all die Zeit aufmerksam betrachtet hatte.

Wie wenn ein Truppenführer seine Karte studiert, so studiert er in meinem Gesicht, und das darf nicht sein. Wer Gesichter studiert, erforscht die Zeit.

Sie haben ein sehr deutsches Gesicht, sagte Sigillo.

Ein deutsches Gesicht? fragte Mora.

Ach, nicht so sehr ein deutsches, ein preußisches Gesicht. Ein preußisches? Ja, gibt es denn das? Dann müßten Sie ein italienisches Gesicht haben – und das wäre wohl etwas zu viel gesagt.

Sie haben das, sagte Sigillo, was wir uns hier unter einem deutschen Gesicht vorstellen, deshalb kommen Sie mir auch so bekannt vor. Viele Deutsche kommen mir bekannt vor.

Vielleicht sind wir uns schon einmal begegnet, sagte Mora, ich bin viel in Rom, die letzten zehn Jahre war ich jedes Jahr vier Wochen hier, immer zu einer anderen Jahreszeit. Nun bin ich zum ersten Male im heißen Sommer hier.

Das kann schlecht sein, ich bin seit zwanzig Jahren nicht aus meinem Hause herausgekommen. Auch der Hund kommt mir so bekannt vor, sagte Sigillo und lächelte.

Das mag sein, der Hund ist nun wirklich deutsch, und Mora lachte, und Sigillo lachte mit.

Wer weiß, wo man sich schon einmal begegnet ist, wer weiß, jeder begegnet jedem einmal in seinem Leben. Aber was tut's, es liegt vielleicht an dem Hund. Ich denke

immer, man müßte sich schon einmal begegnet sein, wenn der andere einen Hund hat.

Ja, sagte Mora und stand auf, Hunde machen vertraulich. Wollen Sie schon gehen? Sie können getrost noch etwas länger im Schatten meiner Halle bleiben und sich ausruhen, mich müssen Sie allerdings entschuldigen, ich habe zu tun.

Nein nein, ich darf nicht zu spät in mein Hotel kommen. Ich danke Ihnen, daß Sie meinem Hund Wasser gegeben haben, ich danke auch für den Campari.

Aber ich bitte Sie!

Auf der Straße flimmerte die Hitze, der Hund an Moras Seite schlappte wieder die Zunge heraus und sah sich mehrmals um, aber Sigillo stand nicht unter der Tür Nummer zweiundsechzig in der Via Tarutti in Rom. Er hatte zu tun.

(1965)

Die Dortmunder Gruppe 61

Literatur und Wirklichkeit

Durch eine Pressemitteilung wurde ich Anfang des Jahres 1960 auf die Existenz eines »Archivs für Arbeiterdichtung und soziale Literatur« im Hause der Bibliotheken in Dortmund aufmerksam. Wenige Tage später suchte ich den Leiter und Besitzer dieses Archivs, Herrn Bibl.-Direktor Fritz Hüser, in Dortmund auf. Wir sprachen über Probleme der heutigen Literatur allgemein und über das Phänomen speziell, daß die Literatur heute den Menschen in der Arbeit, an seinem Arbeitsplatz und in seiner Umwelt völlig ignoriere. Damals hatte auch ein Soziologe eine Umfrage bei 50 deutschen Verlagen gestartet und angefragt, ob Manuskripte von Arbeitern angeboten werden. Das Ergebnis war: Weder Manuskripte von Arbeitern werden angeboten noch sei ein Interesse beim Leser festzustellen über Themen aus der Arbeitswelt.

Damals war das Manuskript zu meinem ersten Roman »Männer in zweifacher Nacht« schon abgeschlossen und Herr Hüser bemühte sich bei Journalisten und Lektoren um Aufmerksamkeit für dieses Manuskript, das dann 1962 tatsächlich als Buch erschien. Durch die Herausgabe einer Gedichtanthologie fanden sich weitere Autoren mit demselben Anliegen, und wir gründeten 1961 die »Dortmunder Gruppe 61«, was nicht heißt, daß die Autoren in Dortmund wohnen – sie sind über das ganze Bundesgebiet verstreut, wir haben im Hause der Bibliotheken in Dortmund nur unsere sporadischen Zusammenkünfte. Insbesondere durch meinen zweiten Roman »Irrlicht und Feuer« (1963) wuchs das Interesse an dieser Gruppe, es meldeten sich Autoren aus Holland, Österreich und der Schweiz, und heute umfaßt unsere Gruppe zirka 20 Autoren, dazu Journalisten, Lektoren, Soziologen und Wissenschaftler. Was wollen wir? Sind wir Außenseiter? Nein! Wir bemühen uns nur, den arbeitenden Menschen in die Literatur zu

lassen. Walter Jens sprach einmal davon, daß sich in unserer zeitgenössischen Literatur der Mensch im Zustand eines ewigen Feiertages befinde, und er setzt die Frage an: Arbeiten wir nicht? Ist unser Leben im Betrieb so ganz ohne Belang? Ich sage aus Erfahrung und Überzeugung nein! Die Zeit im Betrieb hat gravierenden Einfluß auf unser Leben.

Natürlich können wir nicht so schreiben, wie diejenigen, die heute unter dem historischen Begriff Arbeiterdichtung verstanden werden wollen. Wir »pflegen« keine Klassenkampfdichtung, obwohl es nicht abzuleugnen ist, daß es auch heute in unserer pluralistischen Gesellschaft noch Klassen gibt, aber die sozialen Konturen verwischen sich durch Verlagerung, andere treten in den Vordergrund, wie zum Beispiel Auswirkungen der Rationalisierung und Automation auf den Menschen. Das zu ergründen und zu gestalten tritt in den Vordergrund, nicht allein wie der arbeitende Mensch lebt, mehr Interesse gilt, wie ihm zumute ist. Denn nicht allein unter den Intellektuellen zog Unbehagen ein, weit mehr doch wohl unter den Arbeitern, die auch heute noch nicht, das ist meine Erfahrung, das sind, was wir Gesellschaft nennen. Besitzen heißt noch lange nicht emanzipiert sein. Die Dortmunder Gruppe vermeidet es auch, von Arbeiterdichtung zu sprechen, wir möchten diesen Begriff eliminieren, wir sprechen heute bewußt von »künstlerischer Auseinandersetzung mit der industriellen Arbeitswelt«, nicht von Arbeiterdichtung.

Ich bin der Überzeugung, hier wird ein weites und dankbares Feld für den Schriftsteller erschlossen, daß er mithilft, ein Selbstverständnis des arbeitenden Menschen und seiner Problematik – man könnte von einer babylonischen Problemwelt sprechen – bewußt werden zu lassen, ihn lehren, seinem Leben Inhalt zu geben. Die künstlerische Fixierung dieser Welt aber steht am Anfang des Verstehens. Und hier liegen nun die Perspektiven anders als vor 30 Jahren, die Dortmunder Gruppe legt

keinen Wert darauf, Autoren zu bekommen, die im Stile Eichendorffs Erbauungsliteratur schreiben, auch wenn sie Arbeiter sind, es ist uns ganz gleichgültig, ob der Autor Arbeiter ist oder »Berufsschriftsteller«, primär muß sein, daß er sich mit unserer gewandelten Arbeitswelt, – die doch weitgehendst industrialisiert ist oder in naher Zukunft wird, auseinandersetzt, dafür einen künstlerischen Ausdruck sucht – und etwas zu sagen hat.

Das aber hat wieder in völliger Unabhängigkeit zu geschehen, ohne Rücksicht auf etwaige Interessen von Institutionen und Einrichtungen unserer Gesellschaft, etwa der Unternehmer, der Gewerkschaften oder gar der Sensibilität der Arbeiter selbst. Die Dortmunder Gruppe ist eine Vereinigung ohne »Statuten«, die weder Mäzene hat noch einflußreiche Hintermänner aus Parteien oder Konfessionen.

Vor zwei Jahren sind wir belächelt worden mit unseren Bestrebungen, heute nimmt man uns so ernst, daß wir für bestimmte Aussagen vor den Kadi gezerzt werden, weil Sprache und Aussage nicht im Einklang stehen mit dem nebulösen Begriff des Wohlstandsstaates, und das Ausland, von Moskau bis New York, bringt unseren Arbeiten und Bestrebungen Interesse entgegen.

Gewiß, wir kämpfen noch um den unbedingten Durchbruch, aber er wird kommen, denn auf die Dauer kann unsere Literatur nicht bestimmte Daseinsweisen unseres Lebens werten, andere ignorieren, jene, die nach Verständnis schreien und nach Lösungen. Wir versuchen zu artikulieren, was unausgesprochen im Raume steht, und indem wir versuchen sichtbar zu machen, hoffen wir auf ein Wirksamwerden.

(1965)



Besuch von Mitgliedern der Gruppe 61 / Werkkreis Literatur der Arbeitswelt 1970 in Västerås/Schweden. 2. von rechts mit Brille: Günter Wallraff



Beim selben Besuch: Diskussion in der Universität Uppsala. Rechts neben von der Grün: Günter Wallraff, Angelika Mechtel, Peter Paul Zahl, Josef Reding

Wenn Sie mich fragen ... [I]

... und es kommen in der Tat viele Anfragen, an die Redaktion, an mich selbst mündlich und schriftlich: Wie sieht der Alltag eines Schriftstellers aus, wie arbeitet er, an was arbeitet er, wann können wir mit einer Neuerscheinung rechnen und wie geht es in der Werkstatt und im Alltag eines Schriftstellers zu. Nun, jeder hat seine eigene Arbeitsmethode, von der er glaubt, sie sei die richtige; es gibt Systematiker, die sich selbst eine tägliche abgegrenzte Arbeitszeit setzen und innerhalb dieser für niemanden, auch nicht für die engsten Freunde, zu sprechen sind; ich selbst gehöre nicht zu dieser Kategorie, ich setze mich an den Schreibtisch, wenn ich glaube, daß »innerlich« etwas reif geworden ist. Dabei gebe ich zu, daß zum Arbeiten der Vormittag die günstigste Zeit ist, einmal ist man ausgeruht, zum anderen ist es im Haus und auf der Straße vor dem Fenster meines Arbeitszimmers ruhig, das ändert sich, wenn die Kinder der Nachbarschaft aus der Schule kommen – und auch meine eigene Tochter – sie auf der Straße rumtoben und jeder fremde Laut kann einen bei der Arbeit in Wut versetzen. Die Erfahrung zeigt, daß am Nachmittag oder Abend nicht auf- oder nachgeholt werden kann, was vormittags an konstruktiver Arbeit versäumt wurde.

Nach dem Frühstück gehe ich, wenn ich zu Hause bin, zur Post und hole die nicht selten zu Bergen gewachsenen Briefe, Drucksachen und Zeitungen ab, anschließend spaziere ich mit meinem Hund bei jedem Wetter eine halbe Stunde rund um die Siedlung, was Hund und Herrchen gut tut. Dann wird die Post durchgesehen und wieder weggelegt, auch wichtige Briefe, und es beginnt die Arbeit, die meist bis ein oder zwei Uhr konzentriert durchgehalten wird. Sehr viel Zeit nimmt das Zeitungslesen in Anspruch, aber es ist eminent wichtig, und ich lese sehr viele Zeitungen, auch ausländische, der verschiedensten politischen und literarischen Richtungen, man muß einfach

informiert sein, und was mir wichtig erscheint, wird ausgeschnitten und in eine Kiste gelegt, für den Fall, daß man die abgelegten Artikel noch einmal braucht. Am Nachmittag wird die Post beantwortet, Verhandlungen geführt, Verlagsgespräche und es entstehen die sogenannten Auftragsarbeiten für Zeitungen und Funk, und manchmal wird noch eine Stunde lang das korrigiert und auf Tauglichkeit geprüft, was am Vortage oder in der Vorwoche niedergeschrieben wurde. Aber dieser geschilderte Vorgang ist nur das Gerippe, in dem zu leben man sich bemüht, der Rhythmus wird nicht selten zwei bis dreimal in der Woche durcheinandergebracht, es kommen Besucher, Kollegen und Journalisten und bei Journalisten dehnt sich so ein Besuch nicht selten über Stunden, die Gespräche sind sehr wichtig, sie bringen »die große Welt« mit ihren geistigen Spannungen in das ruhige Zimmer des Schriftstellers. Dann natürlich die Lesungen und die Vorträge, die mich in den vergangenen zwei Jahren durch ganz Deutschland geführt haben, auch ins Ausland, und es sind immer wieder andere Kreise, die mich einladen, einmal Volkshochschulen, Buchhandlungen, Jugendgruppen und Universitäten, Gewerkschaften und Unternehmerkreise, Interessengruppen und meinungsbildende Foren zu Disputationen. Immer wieder nehme ich mir vor, diese Einladungen abzulehnen, meiner eigentlichen Arbeit willen, aber schließlich kann ich mich den Einladungen doch nicht entziehen, weil ich der Überzeugung bin, ein Schriftsteller hat nicht das Recht, in seiner Hütte sitzen zu bleiben und nur zu schreiben; in unserer Zeit und in unserer Gesellschaft hat er die Pflicht, sich der Öffentlichkeit zu stellen, sei es in Lesungen, Diskussionen oder Round-table-Gesprächen, der Schriftsteller heute kann sich von der Gesellschaft, in der er lebt, nicht lossagen oder distanzieren, er lebt in ihr, er schreibt aus ihr heraus, er muß ihr, auch im persönlichen Gespräch, Rede und Antwort stehen. Die Zeit der Idylle für

den Schriftsteller ist endgültig vorbei, und das ist – jedenfalls meine Überzeugung – gut so, für beide Teile. Manchmal werde ich gefragt, an was arbeiten Sie jetzt und können Sie mehrere Sachen gleichzeitig in Arbeit nehmen und wie sieht diese Arbeit aus. Nun, man kann. Und jeder Schriftsteller, glaube ich, arbeitet gleichlaufend an mehreren Sachen, oder, wie mir ein älterer Kollege einmal sagte: »Man muß mehrere Webstühle gleichzeitig in Bewegung halten.« Im vergangenen Winter – der Winter ist sowieso die Zeit, in der man konzentrierter arbeiten kann, die Sonne macht mich unruhig und sie weckt das Zigeunerhafte in mir –, habe ich einen Erzählband¹ fertiggestellt, neue Stories geschrieben, frühere in Zeitungen und Zeitschriften publizierte so bearbeitet, daß sie den literarischen Ansprüchen in einem Sammelband genügen. Dieser Band wird im Herbst erscheinen, zwar habe ich noch keinen Titel, aber der Verlag wird wohl einen finden. Gleichlaufend aber arbeite ich und arbeite an einem neuen Roman², über den viel zu sagen noch nicht die Zeit ist, jedenfalls nimmt er von Tag zu Tag schärfere Konturen an, und wieder gleichlaufend arbeite ich an einem Bühnenstück³, das mir sehr am Herzen liegt und das ich noch vor Abschluß meines neuen Romans fertig haben möchte. Natürlich weiß man nie absolut, ob das niedergeschriebene »etwas geworden« ist, immer wieder stellen sich die Zweifel ein an der eigenen Arbeit und die Frage steht stets neben dem Schreibtisch: Hast du etwas gesagt? Hast du es so gesagt, daß die Mehrzahl deiner Leser dich versteht, bist du mit der Sprache klar gekommen, hast du das Thema und

¹ *Fahrtunterbrechung und andere Erzählungen*. Frankfurt/M. 1965

² *Zwei Briefe an Pospischil. Roman*. Darmstadt 1968

³ *Notstand oder Das Straßentheater kommt* (Uraufführung Ruhrfestspielhaus Recklinghausen, 8.1.1969)

das Problem auch sorgfältig durchdacht und alle Seiten, die hineinspielen, auch berücksichtigt?

Der Zweifel an der eigenen Arbeit ist das schlimmste, er klingt noch im Schlaf nach und am Morgen ist er wieder zuerst da, daß man das Niedergeschriebene vornimmt und sich fragt: Kann es so stehen bleiben?

Viele beschriebene Blätter wandern in den Papierkorb, ganze Kapitel oder Szenenaufrisse werden vernichtet, weil sie der eigenen Kritik nicht standhalten und manchmal weiß man nicht einmal warum, man fühlt einfach, daß es so nicht stehen bleiben kann. Von der ersten Niederschrift bis zur Veröffentlichung ist ein weiter Weg, meistens schreibe ich meine Manuskripte, den ersten Niederwurf, mit der Hand, dann kommt das erste Überarbeiten und gleich in die Maschine, dann das Korrigieren, immer wieder korrigieren und nicht selten erkennt man die Maschinenschrift nicht mehr, so viel wurde von Hand darin herumgestrichen, abgezwickelt, dazugesetzt, neu formuliert, denn Schreiben ist ja nicht nur ein Sache des Themas, sondern auch der Sprache, und die Sprache ist immer wieder ein Geheimnis, das zu enträtseln Schwerarbeit sein kann. Ja, man muß sich auch mit Tagesgeschehen auseinandersetzen, dazu ist es notwendig, daß man seine persönlichen Ansichten zu Ereignissen abgibt und in den Zeitungen publiziert, von denen man glaubt, daß sie den Leserkreis ansprechen, den man anzusprechen wünscht. Manchmal ist es nötig, ein Buch zu besprechen, ich gebe zu, eine Riesenarbeit, eine undankbare und immer schlecht honorierte, aber es ist einfach notwendig; dann sind da politische Vorkommnisse, zu denen man einfach Stellung nehmen muß, da sind literarische Auseinandersetzungen, zu denen man nicht schweigen darf. Und solch ein Artikel erfordert Zeit, Konzentration, Sachkenntnis und eine persönliche Aussage.

Man sinkt nicht selten nachts wie abgesägt ins Bett und verflucht das Schreiben und die damit verbundenen

Schwierigkeiten, Anfechtungen, Zweifel und den täglichen Ärger, der damit zusammenhängt. Und am andern Tag hat man wieder alles vergessen, setzt sich an die Maschine und schreibt, geht zu Lesungen und Diskussionen, von München bis Hamburg, von Berlin bis Aachen und setzt sich mit seinem Publikum auseinander und fährt, meist physisch erledigt, nach Hause. Da der Schriftsteller an seinem Schreibtisch ein einsamer Mensch ist, ganz auf sich gestellt, niemand kann ihm beim Schreiben helfen, sucht er den Kontakt zu anderen Kollegen. Anderen geht es natürlich auch so – so gibt es heute wenige der früheren Einzelgänger. Aber der persönliche Kontakt erstreckt sich nur auf wenige, man trifft sich mal da und dort, beim Kaffee oder einem Glas Bier, man quatscht sich gegenseitig den Ärger von der Seele und schließlich zieht man hochbefriedigt wieder ab in der Gewissheit, dem anderen geht es ebenso, du bist nicht allein. Und obwohl viele Schriftsteller auf engem Raum zusammenleben, oft in der gleichen Stadt und da in der Straße um die Ecke, trifft man sich trotzdem selten. Autorentreffen suchen da Abhilfe zu schaffen, endlich kommen da zehn oder zwanzig für zwei oder drei Tage zusammen und sprechen miteinander, und da ist es nicht nötig, einer Meinung zu sein, das werden Schriftsteller sowieso nie, aber es ist doch beruhigend, daß man überhaupt miteinander sprechen kann. So haben solche Tagungen, auch wenn Außenstehende glauben, es werde nur leeres Stroh gedroschen und Spesen verbucht, ihre Bedeutung für den Autor selbst, es ist, als werde die Batterie aufgeladen.

Und dann ist wieder die Arbeit am Schreibtisch, die verfluchte, verhaßte, Ärgernis erregende – und diese schöne, zwar nie zufrieden stellende, aber irgendwie doch beglückende Arbeit.

(1965)



Bei Dreharbeiten zu dem Film Zwei Briefe an Pospischiel, 1971

Ruhrgebiet – Was ist das? Gedanken zur Zeit

Spricht ein Schriftsteller irgendwo über das Ruhrgebiet, wird er nicht selten belächelt und gefragt, was dieses Ruhrgebiet denn Attraktives zu bieten habe. Außer Qualm, Smog, Dreck und beängstigend dichtem Verkehr habe es wenig aufzuweisen, nicht einmal ein großes Fußballstadion, keinen kulturellen Mittelpunkt, kein namhafter Verlag sei da, Rundfunk und Fernsehanstalten gebe es auch nicht. Und die Theater? Na ja, so lala.

Im vergangenen Sommer hatte ich drei Wochen Besuch aus dem Fichtelgebirge. Meine Tante und mein Onkel waren vom Ruhrgebiet begeistert, aber ihre Begeisterung hatte unterschiedliche Gründe. Meine Tante nämlich konnte von

einer Stadt in die andere fahren, ohne von den Schaufenstern wegzukommen, mein Onkel fand immer eine Kneipe, in der es Dortmunder Bier gab. Entscheidend war jedoch, was sie am Tage ihrer Abreise sagten: Wir hatten uns das Ruhrgebiet ganz anders vorgestellt! Sie sagten aber nicht, wie sie es sich vorgestellt hatten.

Hier muß gleich gesagt werden, daß es über nirgendwas so unterschiedliche Meinungen und Vorstellungen gibt, wie über das Ruhrgebiet. Bei meinen Lesungen bekam ich das oft bitter, grotesk und erheiternd zu spüren, aus den Fragen der Leute entnahm ich, wie wenig sie wissen und wie unsicher sie sind, sprechen sie über einen Landstrich der relativ klein ist, über den aber in der Publizistik doppelt so viel berichtet wird wie über andere Gebiete. Ein Berliner fragt nach dem Ruhrgebiet anders als ein Münchner, Frankfurter oder einer aus Göttingen, ganz zu schweigen von denen aus dem Bayerischen Wald, aus Leipzig oder Weimar.

Würden wir die Vorstellungen all dieser Menschen zu einem einzigen Bild komponieren, hätten wir ein leinwandgewordenes Panorama von den Visionen eines Hieronymus Bosch bis hin zu Salvatore Dali und dazwischen Tupfer eines Miro. So sieht in den Vorstellungen allzuvieler das Ruhrgebiet aus, und sie haben, abstrakt gesehen, nicht einmal so unrecht. Aber von den Realitäten wissen wenige, und daß so viele Widersprüchlichkeiten in die Vorstellungswelt Außenstehender einziehen konnten, liegt zum größten Teil wohl daran, daß das Ruhrgebiet in seiner klassischen Nüchternheit ein Widerspruch in sich selbst ist. Ich spreche aus Erfahrung und habe Erfahrungen anderer Kollegen mitverwendet, die zwar nicht im Ruhrgebiet leben, auf ihren Auslandsreisen aber immer wieder nach diesem Ruhrgebiet gefragt werden: Warum kommen aus diesem Gebiet keine großen Romane, warum keine diskutablen Dramen, warum existiert dort kein kultureller Mittelpunkt, warum gibt es dort keine große Bühne,

warum arbeiten bekannte Intendanten weit außerhalb des Ruhrgebietes? Es ist kaum aufzuzählen, was man nicht alles gefragt wird. Ganz Schlaue oder in die Enge Getriebene reden sich damit heraus, Düsseldorf habe doch etwas aufzuweisen, abgesehen vom Hochhaus in der City – man erinnert an Gründgens und an den Steinmetzlehrling Oskar Matzerath aus der »Blechtrommel«. Man ist heilfroh, denn keiner hat gemerkt, dass Düsseldorf nicht im Ruhrgebiet liegt, und das kann man Menschen in Mailand, Ostende, Brunn oder Kiew nicht verübeln, ein Student der Wirtschaftswissenschaften in München nannte mir Düsseldorf als den Mittelpunkt des Ruhrgebietes.

Das Ruhrgebiet ist ein kompliziertes Gebilde aus Realität und Abstraktion, ein Konglomerat aus Scheußlichkeit und Grandiosität, Fleiß und Mut zu Neuem, Planung zu Zufall, kultureller Armut und erstaunlichen, übermenschlichen Bemühungen um die Zukunft.

Ich rede und rede und lobe und verdamme und lade mir die Oberbürgermeister auf den Hals und die Autofahrer und die Schrebergärten und die Industrie und die Gewerkschaften und die Kirchen, wenn ich z.B. der evangelischen Landeskirchenleitung von Westfalen und Rheinland, die ja verwaltungsmäßig am Ruhrgebiet beteiligt sind, sage, daß Kinderspielplätze in den neuen Siedlungen wichtiger sind als Kirchen. Ich bin für die Abschaffung der scheußlichen Gase, nicht weil sie mich belästigen, sondern weil der Willy Brandt das sagt und Landesvater Meyers, die es doch wissen müssen, denn beide wohnen nicht im Ruhrgebiet.

Ich bin für eine große Bühne, ich bin für sechsbahnige Straßen und für Autostop der Innenstädte. Ich bin dafür, daß alle Schriftsteller in das Ruhrgebiet umsiedeln, damit ihnen der Rauch und der Ruß, die Abgase und der Lärm in die Kehle und tiefer geraten, damit sie selbst und ihre Umwelt erschrecken, wenn sie unversehens ihre Exkremente den lieben Mitmenschen vor die Füße werfen. Ich

bin für Abschaffung des Smogs, die Sterblichkeitsziffer an solchen Tagen – insbesondere der Silikosekranken – schnell sprunghaft in die Höhe. Ich bin für die Ruhrfestspiele in Recklinghausen, aber nicht mit dem Geist des Hauses und dem Spielplan einverstanden, denn ich bin der Überzeugung, in Recklinghausen läßt man sich die einmalige Chance entgehen, das Ruhrgebiet zu dem zu machen, was es längst sein sollte: Ein kultureller Mittelpunkt. Aber so? Restspielstätten und Festspielrummel haben wir in Deutschland doch nun wirklich genug. Jeder Versuch einer Selbstdarstellung des Ruhrgebietes und seiner Menschen, seiner babylonisch verästelten Problemwelt, hat bis heute immer noch zu Protesten irgendwelcher Institutionen geführt, war es nun der Bildband Böll/Chargesheimer, oder gar »Das Lamm« von Willy Kramp, nur weil er in einer literarischen Überspitzung Mietshäuser im Ruhrgebiet mit riesigen Hundehütten verglich, ganz zu schweigen von »Irrlicht und Feuer«, das den Protest aller herausforderte. Sollte das Ruhrgebiet wirklich ein literarisches Tabu sein? Aus meiner eigenen, nicht gerade unschmerzlichen Erfahrung könnte ich das behaupten; von irgendwoher wird einer rufen, man dürfe Extremfälle nicht verallgemeinern. Da stimme ich zu, aber Extremfälle zeigen den Geist, der in Dingen und Menschen wohnt. Für die bundesdeutschen Kulturfunktionäre ist das Ruhrgebiet Provinz – und sie wollen, daß es Provinz bleibt. Aber warum ist das Ruhrgebiet Provinz? Weil es keine Tradition hat? Tradition kann hinterwäldlerisch sein. Weil die Städte keine organischen Gebilde sind, sondern nur Versuche, das Experiment zu überleben? Oder etwa weil Jürgen von Manger die Schwiegermutter mit dem Bollerwagen zum Kanal karrt? Oder weil der »Kumpel Anton«⁴ eine Fiktion ist? Oder weil zu viele Menschen unter-

⁴ Figur in einer Glossen-Serie der *Westfälischen Allgemeinen Zeitung*

schiedlicher Mentalität versuchen, eine gemeinsame Mentalität zu finden? Oder weil auf der einen Seite das modernste des Modernen gerade modern genug ist, andererseits aber noch mit Ansichten und Vorstellungen operiert wird, die einem vergangenen Jahrhundert angehören, z.B. im Bergbau? Weil im Ruhrgebiet das soziale Spannungsfeld am transparentesten vorspringt und erkennen läßt, daß die sozialen Probleme in unserem Staat nicht gelöst sind, sondern daß sie sich nur verlagert haben? Die Details werden hier zur Dokumentation.

Ein Beispiel: Ein großes Werk baut eine Siedlung für Arbeiter und Angestellte. Quer durch die Siedlung führt eine Straße, die Arbeiter- von Angestelltenwohnungen trennt. In die Angestelltsiedlung werden Telefonkabel gezogen, in die Arbeitersiedlung nicht. Die Straße dokumentiert sich als soziale und gesellschaftliche Kluft, man kann die breite Straße wohl begehen, aber auf die andere Seite zu kommen, setzt einen Sprung über den Betrieb voraus. Nur eine Straße, aber die Straße straft die Parolen Lügen, die von Sozialpartnerschaft sprechen, von Verschmelzung der Klassen, von der Wirklichkeit gewordenen Emanzipation des Arbeiters. So geschehen 1964/65 im Ruhrgebiet.

Ich wollte hier nur sagen, daß ein Zusammenleben in Dichte – und diese Dichte wird ja immer dichter – nicht gut gehen kann, wenn heute im aufgeklärten 20. Jahrhundert solche Unterscheidungen von Betrieben geplant werden und realisiert. Der Geist, der diese Straße plante und baute, provoziert. Das aber setzt für den Schriftsteller voraus, daß er in der Dichte wohnen muß, will er die Dichte dichterisch gestalten. Leichthin wird gesagt, das Ruhrgebiet sei arm an kulturellen Einrichtungen. Nun, ich kenne kulturell ärmere Gegenden, die müssen nicht unbedingt im Bayerischen Wald liegen, aber das Ruhrgebiet steht unter anderen Voraussetzungen. Viele Arbeiter können einfach nicht, auch wenn sie wollten, an kulturellen

Möglichkeiten und Angeboten teilhaben, die Schichtarbeit schließt sie aus. Man wird einwenden, die Mehrzahl sei zu bequem, an solchen Möglichkeiten teilzunehmen; ich kann aus Erfahrung sagen, daß Bequemlichkeit und Trägheit auch dadurch hervorgerufen werden kann, daß kulturelle Einrichtungen zu Institutionen gemacht und funktionärsmäßig gehandhabt werden. Oberster Grundsatz einer lebensfähigen Gesellschaft muß bleiben, daß die Kulturträger in das Volk gehen und nicht pfeifen, damit es zu ihnen kommt. Auf den Schriftsteller angewendet und auf die deutsche Situation möchte ich sagen: Wer sich einen Elfenbeinturm baut, muß damit rechnen, daß er darin verhungert.

Gut, wir haben im Ruhrgebiet Einrichtungen, die sich sehen lassen können, wenn ich z. B. an Dortmund denke. Das überaus lebendige Fritz-Henßler-Haus, das Haus der Büchereien, das Institut für Zeitungswissenschaften, Max-Planck-Institute, Sozialakademie, jetzt kommt die Technische Hochschule dazu – und natürlich die Westfalenhalle, die Dortmund berühmter machte als der Exportartikel Stahl von Hoesch. Nun kommt die Universität nach Bochum, in Recklinghausen wird ein neues Festspielhaus gebaut. Das Europäische Gespräch wird wahrscheinlich mit immer denselben bekannten Leuten über immer dieselben bekannten Themen diskutieren, mitten im Ruhrgebiet, aber kein Wort über das Ruhrgebiet verlieren. Das Ruhrgebiet ist kein organisches Gebilde, kein organisch gewachsener Körper, es ist eine einzige Stadt und doch keine Stadt, ist eine Landschaft und doch keine Landschaft, ist ein Begriff und doch mit einer Divergenz, wie sie kein anderes Gebiet für sich beanspruchen kann, das Ruhrgebiet ist eine Ballung von Menschen und Industrie, und doch fühlen sich da auch Millionäre wohl, es ist eine Provinz und doch beachtenswerter als etwa München oder Hamburg, das Ruhrgebiet ist ein aktives christliches Missionsgebiet

und doch kirchenfremd, kurzum – das Ruhrgebiet ist nicht das, was es ist.

Und was ist mit dem Schriftsteller? Wo wohnt er? Wohnen welche im Ruhrgebiet? Wenige. Vielleicht ist es deshalb kein Wunder, daß die zeitgenössische Literatur bislang – von wenigen Ausnahmen abgesehen – die menschliche, soziale, wirtschaftliche und technisch-wissenschaftliche Ballung nicht sah und somit in das literarische Gestalten nicht einbeziehen konnte. Hier, glaube ich, ist ein Gebiet, das geradezu nach künstlerischer Formgebung schreit.

Ist es der Dreck, der Smog, die Geschäftigkeit, der ungeheure Fleiß der Menschen, die Nüchternheit, der Lärm, der sie abhält? Oder sind sie der Meinung, das Ruhrgebiet erfülle nicht den literarischen Tatbestand, über das Abbild zum Sinnbild zu kommen? Wenn Literatur und Theater, kurzum die Kunst, für sich in Anspruch nehmen, der Geist der Veränderung sei die Seele der Kunst – warum sieht man dann nicht die realen Veränderungen im Ruhrgebiet? Es verändert sich doch dauernd was. Wo gestern Fördertürme standen, arbeitet heute das modernste Automobilwerk, wo gestern Kumpels zur Schicht gingen, gehen sie morgen auf die Straße mit Transparenten und Wut und Zorn und Enttäuschung, wo gestern ein Zweig das Rückrat der Wirtschaft war, diskutiert man heute über das verlängerte Rückgrat, wo heute moderne Zechen geschlossen werden, erschließt man gleichzeitig Superzechen. Hier kommt mir manchmal die bange Frage, ob etwa die Kommunen, die Wirtschaftler an den Schalthebeln der Industrie, die Kulturfunktionäre selbst nicht wollen, daß Schriftsteller sich im Ruhrgebiet ansiedeln, damit eine Problemwelt weiterhin im Dunkeln bleibe.

Wir haben in Deutschland seit dem Zusammenbruch kein kulturelles Zentrum mehr bekommen, wohl haben wir Zentren, meist dort, wo große Rundfunkanstalten sich etabliert haben, aber gerade das Beispiel Berlin zeigt, daß man Zentren schaffen kann. Das Ruhrgebiet ist nicht

geteilt, wenn es auch Mauern gibt, sogar geistige, doch glaube ich, das Ruhrgebiet wäre der Boden, auf dem sich ein kulturelles Zentrum schaffen ließe, nicht etwa, weil die finanziellen und baulichen Voraussetzungen vorhanden sind oder sich leicht schaffen ließen, viel eher wohl darum, weil hier die Probleme auf der Straße liegen, ein Schriftsteller nicht erst Jahre nach einem Thema suchen muß und letztlich dann doch nur Ichbezogenes produziert. Auch aus anderen Gründen wäre dies wünschenswert und lohnend, denn das Ruhrgebiet ist tatsächlich eine Provinz, die erobert werden muß; sie ist keine muffige, geistig arme, eher eine geistig zu kurz gekommene, aber darum desto aufgeschlossener, man kann hier in ein Vakuum vorstoßen, das auszufüllen eine Lebensaufgabe sein könnte. Das Ruhrgebiet hat bislang seine Anruchigkeit von Schloten und gelben Gasen, Fabriken und Städtegewirr, den Respekt vom Fleiß und der Sauberkeit der Menschen. Sollte man das Ruhrgebiet nicht zu dem machen können, was uns so sehr fehlt: Zu einem kulturellen Zentrum? Ich glaube, daß es trotz Recklinghausen und den Ruhrfestspielen möglich sein könnte.

(1965)



Mitte der 1980er Jahre

Wenn Sie mich fragen ... [II]

... nun wissen wir es endlich: Die deutschen Schriftsteller sind Banausen, Nichtskönner – und alles was sie sagen und schreiben ist dummes Zeug. Herr Hochhuth bekam für seine grundgescheite, aber zugegeben einseitige Darstellung der sozialen Situation in der Bundesrepublik, im »Spiegel« vorabgedruckt, die Sonderbezeichnung »Pinscher«.

Aber bitte, wer die deutschen Schriftsteller so titulierte ist nicht etwa ein Geisteskranker, ein geistig Zurückgebliebener, ein Primitiver aus einem Entwicklungsland, der erst kulturell entwickelt werden muß und von abendländischer Kultur soviel Ahnung hat, wie eine Kuh vom Trompeten-Blasen, auch kein Kommunist, auch kein Faschist, nein nein, der diese Worte der Verunglimpfung fand, ist unser derzeitiger amtierender Bundeskanzler Erhard. Die bevorstehende Wahl hat ihm anscheinend seinen Maß-

Halte-Geist vernebelt. Neben mir sitzt mein Pudel, er guckt mich an, als ob er sagen wolle: Hat er jemals... Da sehe ich mich gezwungen, den schwarzen Köter zurechtzuweisen. Aber immerhin quält mich die Frage: Was ist nun des Pudels Kern?

Daß die CDU/CSU in keiner Phase ihrer Regierungszeit ein Verhältnis, geschweige ein gutes, zu unseren Intellektuellen hatte, ist erwiesen, und es sei daran erinnert, welch harten Worte Martin Walser auf dem CDU-Parteitag in Hannover aussprach und auch daran sei erinnert, daß Josef-Hermann Dufhues die Gruppe 47 als geheime Reichsschrifttumskammer deklarierte. Das Bildungsforum Düsseldorf mit der rührigen Maria Hölters (CDU-MdL) versuchte vor etlichen Jahren das Verhältnis dadurch zu verbessern, daß sie CDU-Politiker und Schriftsteller an einen Tisch brachte, wo man in aller Öffentlichkeit über Mißstände und Mißverhältnisse diskutierte.

Landesväterliche Sorge hat das bald einschlafen lassen, und jetzt diskutiert man über Themen, die keinem weh tun. Herr Erhard hatte sicherlich recht, wenn er in seiner Regierungserklärung aufrief, »die schöpferischen Menschen« und »die tragenden Kräfte des Geistes« seien für den Aufbau und den Bestand einer Demokratie unerlässlich. »Dieser Dialog scheint mir besser als eine einseitige Polemik gegen die Intellektuellen ... ich bekenne mich ausdrücklich dazu, daß nicht jeder Tadel an einer Regierung den Staat erschüttert.« Aber dann sagt er, allerdings nicht in seiner Regierungserklärung: »Neuerdings ist es Mode geworden, daß die Dichter unter die Sozialpolitiker gegangen sind. Wenn sie das tun, dann ist das natürlich ihr gutes (demokratisches) Recht. Dann aber müssen sie sich auch gefallen lassen, so angesprochen zu werden, wie sie es verdienen, nämlich als Banausen und Nichtskönner. Sie begeben sich auf die Ebene, auf die parterreste Ebene eines kleinen Parteifunktionärs und wollen doch mit dem hohen Grad eines Dichters ernstgenommen werden. Nein, so

haben wir nicht gewettet...« Hier ist zu fragen: Wer von den Schriftstellern hat überhaupt mit dem Kanzler gewettet, und weiter ist zu sagen, daß der Kanzler eben auch nicht mehr den Anspruch hat, ernst genommen zu werden, wenn er sich der Sprache von rüden Marktfrauen bedient. Nun haben wir es endlich: Wer anderer Meinung ist als unser Herr Wohlstandskanzler, der ist ein Banause, ein Pinscher, ein Nichtskönner. Man schämt sich, die Erhard'schen Worte, entsprungen einer kaum glaublichen Primitivität und Unkenntnis geistiger und demokratischer Grundformeln, zu wiederholen, und hier fängt schon wieder an, daß man sich im Ausland schämt, ein Deutscher zu sein. Früher mußte man sich anderer Dinge schämen. Ich stelle mir nur unter Schaudern vor, Herr Erhard habe in allen Phasen das Notstandsgesetz zur freien Verfügung, dann dürfte Hochhuth keine Kritik an der Erhard'schen Sozial- und Wohlfahrtspolitik üben, dann dürfte Günter Graß keine Wahlreden für die SPD halten, und man könnte es auch begründen: Banausen, Pinscher und Nichtskönner dürfen auf keinem Fall unter dem Namen Dichter Dinge sagen, die Herrn Erhard und seiner Politik nicht passen. Die deutschen Schriftsteller als kleine Parteifunktionäre hinzustellen, ist wohl der Gipfel der Unsachlichkeit und sagt über des Kanzlers Qualifikation mehr aus, als zwei Jahre verpfuschter Politik.

Ich selbst glaube nicht an Zufälligkeiten, ich glaube eher an Methode und System. Da gibt es die Aktion saubere Leinwand, da spricht man von entarteter Kunst, von artfremden Elementen, an einer Autobahnbrücke bei Bamberg finden sich die Inschriften »SS Heil«, »Juden raus« und Hakenkreuze. Davon distanziert sich auch der Bundeskanzler und seine Partei – aber sie übernehmen ohne Skrupel die Sprache der Nazis, wenn es um Kunst geht, als sei es die selbstverständlichste Sache von der Welt. Wenn etwas entartet ist, dann die Sprache des derzeitigen Bundeskanzlers, so wie er über die deutschen Schriftsteller in

Bausch und Bogen urteilt, und ich tröste mich mit einem Sprichwort aus meiner oberfränkischen Heimat: Wer andere als dumme Jungen hinstellt, muß selbst einer sein. Man kann dieses Sprichwort natürlich variieren – lieber nicht. Aber immerhin: »Alles was sie sagen (die Schriftsteller), ist dummes Zeug«, sagte der Kanzler, und Günter Grass hat recht, wenn er auf die jüngsten Ausführungen Erhards erwidert, daß, habe er schon keinen Kunstverstand, er dann doch Takt und Pietät haben möge gegenüber denen, die unter Hitler gelitten haben, eben weil sie »entartete« Kunst schufen, »artfremde« Bücher schrieben.

Ich vergleiche Erhards Äußerungen mit dem Amoklauf eines völlig unliterarischen und geistesfremden Menschen, der nun plötzlich gewahr wird, daß Kunst auch Realität sein kann und mithelfen könnte, ihn von seinem Stuhl zu stürzen, den er sich durch fünfzehn Jahre Kuschen vor Adenauer sauer erkusch hat. Da kommen nun also diese deutschen Schriftsteller, diese Nichtkönner und Banausen und wollen ihm diesen Stuhl streitig machen, da kommt dieser Graß und macht Stimmung für die SPD, da kommt dieser Hochhuth aus seinem fernen Basel (warum wohnt der Kerl eigentlich in der Schweiz und nicht in Erhards Wunderland) und übt Kritik an einer Wirtschaftspolitik, die nur einer verstehen darf: Der Kanzler als Erfinder selbst. Da fangen also diese deutschen Intellektuellen an, dem Maßhalter gegenüber maßlos zu werden – nein, so geht das nicht, diese Nichtkönner haben den Mund zu halten, sie müssen lernen zu kuschen – er hat es auch gelernt – sie dürfen natürlich etwas sagen, preisen sie die Errungenschaften der Erhard'schen Politik. Verdammt, ist das nicht gerade das, was die Bundesrepublik den Intellektuellen in der DDR zum Vorwurf macht?

Aber das ist schon keine lächerliche, keine traurige oder tragikomische Sache mehr, die Worte Erhard's sind eine Gefahr, eine Bedrohung der Freiheit und bekunden nur, was die Aktion saubere Leinwand in Wirklichkeit will:

Gleichschaltung, Unterdrückung des wirklichen Kunstwerkes, – denn wahre Kunst ist immer Protest gegen das Bestehende –, aber Brutalitäten auf der Leinwand stören diese Leute nicht, ob sie nun Süsterhenn⁵ oder sonst wie heißen, die sind ja auch keine Kunstwerke – nur saubere Brutalitäten. Seit Hitlers Zeiten sind auf Schriftsteller nie mehr so unflätige Worte ausgekippt worden, wie Herr Erhard es getan hat. Ich selbst halte sie weder für dumm noch für unqualifiziert, ich bin der Ansicht, daß hier ein Gedankengut ausbrach, das nach einer Gleichschaltung drängt. Ich habe nicht von Faschismus gesprochen, aber Gleichschaltung ist eine der vielen Vorstufen des Faschismus.

Was hat doch der frühere Reichsminister Göbbels einmal gesagt über den Dichter Heinrich Mann: »Dieser Banause, dieser Nichtskönner, dieser Fabrikant von entartetem Zeugs, dieser sogenannte Dichter ist nur ein Schmierfink, der auf dem Wege der Literatur Deutscheindliches, daher Artfremdes in unser Volk einschleusen will...« Schade, Göbbels beging Selbstmord, wir können ihn heute nicht mehr fragen, was er zu den Äußerungen unseres demokratischen Kanzlers sagt, es wäre immerhin interessant, was ein Nazi zu den Worten eines demokratischen Wohlstand-Kanzlers zu sagen hat. Ich bin auch überzeugt, daß die Leser der »National-Zeitung« im September Herrn Erhard wählen werden, immerhin hat er dieser Zeitung einen Leit-Artikel vorweggenommen.

Nein, so geht es nicht. Wer deutsche Schriftsteller so beschimpft, so unflätig und ohne Maß, der kann alles andere sein, aber nicht Bundeskanzler eines demokratisch

⁵ Adolf Süsterhenn, *31. Mai 1905 in Köln, †24. November 1974 in Koblenz; CDU-Politiker und Mitinitiator der »Aktion saubere Leinwand«, die das Ziel hatte, der Sexualisierung der Medien durch Zensur- und Kontrollmaßnahmen entgegenzuwirken

regierten Staates. Gestern war der englische Publizist Whitfield bei mir und ich fragte ihn, was mit Wilson in England geschähe, würde er die gleichen Worte sagen, die unser Kanzler über die deutschen Schriftsteller gesagt hat. Nichts geschieht mit Wilson, antwortete er, weil er nie solche Worte aussprechen würde. Euer deutsches Dilemma ist, daß ihr sachliche Kritik nicht sachlich erwidert oder zerpfückt, ihr antwortet darauf mit blindwütigen Beschimpfungen, euer Kanzler macht euch das vor, er antwortet auf berechnete und sachliche Kritik mit Beschimpfungen – da setzt bei uns Engländern der Verstand aus. Wie gesagt, Sprichwörter haben manchmal eine unglaubliche Aktualität, auch wenn sie aus Franken stammen: Wer andere als dumme Jungen beschimpft, muß selbst einer sein.

(1965)



Mit Ehefrau Jenny und Dolmetscher 1982 bei einem Besuch in Elbasan/Albanien

Waldläufer und Brückensteher

Sehe ich tagsüber aus dem Fenster meines Arbeitszimmers im ersten Stock auf die Straße unter mir und in die vielen Seitenstraßen meiner wie ein Schachbrett gebauten Siedlung – und ich sehe oft aus dem Fenster, schließlich kann man nicht immer schreiben – bin ich jedesmal wieder darüber bestürzt, daß es in unserer Siedlung bei Tage nur Frauen zu sehen gibt, Kinder und alte Männer.

Selten verliert sich ein fremder Wagen in unsere Straßen, mit provokativer Gleichmäßigkeit aber erscheint jeden Morgen der blaue Milchwagen, am frühen Nachmittag der gelbe Bäckerwagen.

Die jungen Männer, oder die Aktiven, wie sie hierzulande genannt werden, sind in den Fabriken, auf der Zeche unter Tage, oder sonstwo in Hamm, Unna und auch in Dortmund in einem Betrieb.

Eine männerlose Siedlung? Aber nein, es gibt Männer.
 Alte? – Ich weiß nicht recht. Mit 56 Jahren, ist man da schon alt? Bestimmt nicht.
 Aber die Männer, von denen hier die Rede ist, sind alt, sind gezeichnet, sind Schatten in einer rauchigen, rußigen Landschaft. Die Landschaft heißt Ruhrgebiet.
 Die alten Männer in den besten Jahren sind Invaliden. Unsere Invaliden.
 In dem »unsere« – wie es hier langgezogen ausgesprochen wird – kommt eine Liebe zum Ausdruck, die nur einer versteht, der zu ermessen vermag, was 40 oder gar 50 Jahre Arbeit unter Tage für jeden von ihnen bedeutet haben. Wer weiß denn schon von ihrem Leben, sie wissen ja selbst nicht viel um ihr Dasein von gestern und heute, es hat sich tagaus tagein in engen Bahnen gelebt: in den niedrigen, muffigen und bruchschwangeren Stollen unter Tage, vor Stein oder Kohle, und zwei Liter Schweiß pro Schicht war ihr Lohn für einen Schichtlohn – und über Tage in einer uniformierten Siedlung, in einer uniformierten Wohnung, die ein zungenfertiger Vertreter ihnen aufgeschwatzt hat.
 Sie hatten ihre Arbeit – eine harte Arbeit. Ich selbst habe sie 13 Jahre erlebt. Ich verfluchte jeden Tag, der mir die Nacht brachte, fuhr ich im zugigen Korb in die Grube, und war erlöst, schrie innerlich: Nach mir die Sintflut! schloß sich das Tor nach der Schicht hinter mir, sauber gewaschen, aber schwarze Staubränder in den Augenhöhlen und auf den Wimpern, wie sie ein Maskenbildner nicht besser vortäuschen kann.
 Aber während ich meine Arbeit Tag für Tag verfluchte, brachten diese Männer ihrer Arbeit Achtung und sogar Liebe entgegen. Sie waren von Jugend auf hineingeboren, sie wußten an der Wiege schon, wohin sie gehörten.
 Ich habe es 13 Jahre erlebt. Als ich ging, waren meine Lungen gesund geblieben. Gott sei Dank. Gott sei Dank. Ich wiederhole es noch einmal: Gott sei Dank!

Die alten Männer, unsere Invaliden, haben vierzig oder gar fünfzig Jahre unter Tage gearbeitet, nun sind ihre Lungen zugemauert mit Staub, ihre Lungen wehren sich gegen den Sauerstoff, Staublunge haben unsere Invaliden. Silikose. Das macht sie alt.

Nun sind sie erlöst von Zeche und von Flüchen auf die Zeche, aber sie tragen die Jahre ihres Lebens unter Tage mit sich herum, für wenige Jahre, die sie noch haben werden. Wenige Jahre, wofür? Für eine lebenswerte Zukunft, für einen Feierabend, oder aber eine Vergangenheit, der sie nachtrauern? Ich weiß es nicht, der Milchmann am Vormittag und der Bäcker am Nachmittag wissen es nicht, die Pastoren wissen es nicht, und mein Arzt sagt: Warum ihnen nachspüren, sie wissen es ja selbst nicht.

Unsere Invaliden, sagen sie im Dorf. Wer darf sich rühmen, daß 10.000 Menschen, die diese Gemeinde hat, von ihm sagen: unser!

Die Invaliden stiegen aus der Gleichförmigkeit ihrer Arbeit in die Uniform ihres kurzen Abends, die sie als Invaliden weithin kenntlich macht: in einen grünen Lodenmantel. Sterben sie, wird ihnen dieser mit in den Sarg gegeben, zu einer Schlummerrolle geformt an die Füße. Niemand weiß, niemand kann oder will mir sagen, warum sie ausgerechnet grüne Lodenmäntel tragen. Mein Wirt, den ich einmal darum befragte, zuckte mit den Schultern, ließ mich stehen. Er war verärgert, vielleicht sogar auf mich wütend, denn das Pils, das er mir anschließend zapfte, hatte nicht die appetitliche, in seiner Wirtschaft gerühmte Schaumkrone.

Ich mußte erfahren: Niemand darf sich nach dem erkundigen, was mit Invaliden zu tun hat. Wir sprechen heute so viel von Tabus und fragen nach Absoluten; ich weiß ein absolutes Tabu, das niemand hierzulande bricht: Sich nach dem Wohlbefinden eines Invaliden zu erkundigen. Als mir das bewußt war, und immerhin habe ich mit vielen, die heute invalid sind, mehrere Jahre unter Tage zusammen-

gearbeitet, erschrak ich doch ein wenig. Ich erschrak über mich selbst, denn ich glaubte zu wissen, und mußte feststellen, daß ich gar nichts wußte, nicht die einfachsten, primitivsten ungeschriebenen Gesetze unseres Dorfes, unserer Siedlung. Und unser Dorf ist eine Ansammlung von Siedlungen, ein Industriedorf, ein Ruhrgebietsdorf, entstanden, wie es Industrie und Wirtschaft mit sich brachten – niemals dem Menschen gemäß.

Alles in diesem Dorf ist unmenschlich. Die Gleichförmigkeit der Häuser, die mich immer an Kasernen erinnern – selbst diese werden heute schon aufgelockerter geplant und gebaut –, die Tristheit der Straßen, wo selbst ein Hund sich verirren kann, wahrscheinlich gibt es einen Einheitsgeruch, das Zusammenschmelzen von Farben zu einer Einheitsfarbe im Laufe der Jahre, und ich vermag nicht zu sagen, wie die uniformierte Farbe heißt. Grau? Nein, viel schlimmer. Unmenschlich ist der Ruß, der Staub unter verdunkelter Sonne, die erschreckende Monotonie der Arbeit, der Fatalismus vieler Menschen hier, der stärker ist als alle Religion, Fatalismus, den selbst die Pastoren beider Konfessionen, weltoffen und ohne Standesdünkel, nicht ausrotten können.

Um Gottes willen, was ist dann noch menschlich hier? Was ist es, was das Leben in diesem Ruhrgebietsdorf so erträglich macht, oder dennoch erträglich. Kleinigkeiten, winzige Kleinigkeiten am Rande der vier großen Autobahnen, die am Dorf vorbeiführen. Da ist einmal der Taubenschlag, die Aufregung, das Abenteuer, ob diese oder diese Taube am nächsten Sonntag einen Preis in den Schlag fliegen wird, da ist die Kneipe, in der vom Baron bis zum Kumpel alle gleich sind, wo es keine sozialen Unterschiede gibt, wo der Herr Direktor mit dem Straßenkehrer Skat spielt, da ist der Garten hinter dem Haus, liebevoll gepflegt und die Visitenkarte der Familie, da ist das Gespräch über den Zaun mit dem Nachbar – da ist, was alle verbindet: Die Arbeit unter Tage, die Abwehr gegen den auskal-

kulierten Sog der Manipulation im Betrieb, die gemeinsamen kleinen Freuden und Streitigkeiten am Stammtisch oder beim Spaziergang, die Abwehr gegen eine anonyme Macht, mag sie nun Staat oder Betriebsführer heißen. Jeder weiß um den andern, weiß um seine Schwächen und Nöte. Jeder ist jedermanns Nachbar.

Dazwischen leben unsere Invaliden. Sie leben ein abgeschlossenes Leben, aber sie sind voller Hoffnung, ihre sauer verdiente Rente werde ihnen noch etwas von dem Leben schenken, von dem sie ewig geträumt und das sie nie erlebt haben. Sie leben in Träumen, in rührenden Illusionen. Sie haben während ihres Invalidendaseins vollauf zu tun, sich daran zu gewöhnen, daß sie nun Tag und Nacht den Tag haben werden, nicht mehr Tag in 800 Meter Tiefe und Nacht in 800 Meter Tiefe. Das ist schwer, wenn man bedenkt: Für sie fing die Nacht an, begann für andere der Tag, für sie lockte der Tag, schattete um andere die Nacht. Das ist schwer zu begreifen, nach vierzig oder fünfzig Jahren Arbeit.

Sie fragen mich manchmal belangloses Zeug, weil sie plötzlich ihrer Träume unsicher werden, ihnen und sich selbst mißtrauen. Ich erzähle ihnen, sie hören zu – sie achten mich, nicht etwa, weil ich viele Menschen sprach und nach ihren Vorstellungen »etwas erlebt« habe; sie achten mich und haben Vertrauen, weil ich unter Tage zu ihnen hielt, ihre ihnen zugefügten kleinen Ungerechtigkeiten zu den meinen machte. Ganz einfach: Ich habe Staub gerochen.

Sie fragen mich, und ich darf mit ihnen gehn; das ist viel. Unsere Invaliden haben ihre Spaziergänge, am Morgen und am späten Nachmittag. Sie treffen sich am Kriegerdenkmal, schlurfen dann, von ihren Hunden begleitet – und alle haben sie Hunde – die Straße entlang, an der evangelischen Kirche vorbei, über Feldwege zum Grafenwald, rund herum, drei Kilometer etwa, immer die Hunde um sich, vom Rehpinscher bis zum Bernhardiner, vom Reinrassigen

bis zur Promenadenmischung, und wenn der Abend anbricht, tapsen sie gebeugt in ihre Wohnungen.

Ich darf mitgehen, und ich weiß die Ehre zu schätzen. Mein Pudel – ein kleines schwarzes Kerlchen – ist auch dabei, und er fühlt sich sonderbarerweise, sonst ausschließlich nur mir zugetan, unter den Invaliden und ihrer Horde Hunde wohl.

Es ist ein Bild von Eintracht und Verlorenheit. Die Hunde stören dieses Bild nicht, sie machen es lebendiger. Ich frage mich manchmal: Warum haben sie alle Hunde? Ich weiß es nicht genau, aber ich nehme an, sie kommen sich nicht so verlassen vor, wenn da jemand ist, der sie braucht. Ich kann mich irren, aber ich spüre es aus ihrem Verhalten, und wie sie zu ihren Hunden sprechen.

Ich öffne das Fenster. Es ist halb elf. Mein Zimmer dampft blaugrau vom Zigarettenqualm, den ich zu vier Manuskriptseiten produzierte. Ich sauge die frische Luft ein, die durchsetzt ist vom Staub der nahen Zeche und dem Fauleier-Gestank der einige Kilometer entfernten Großkokerei. Meine Annette springt auf die Fensterbank, knurrt, kläfft, draußen gehen Leute vorbei, die sie anscheinend nicht leiden kann. Ich sage: Bist du still. Aber sie kläfft weiter. Plötzlich wedelt sie mit ihrem Stummelschwanz. Mein Nachbar ist aus der Haustür getreten, Lodenmantel und Hund, undefinierbare Rasse, Mischung von Dackel und Pekinesen. Er schreit zu meinem Fenster hoch: »Kommst du mit?«

Ich nicke, ziehe meinen Mantel an, es ist Anfang Mai und ungewöhnlich warm.

»Hast du in der Zeitung gelesen? Russen haben wieder auf den Mond geschossen. Ist doch was«, sagt Heinrich vor dem Haus.

»Und ob«, antworte ich.

Am Kriegerdenkmal sind wir zehn. Männer und Hunde. Keiner spricht, kurzes Murren heißt guten Morgen. Wir gehen los, langsam, wie im Stehschritt, nur sie gehen

vorgebeugt und mit eingeknickten Knien, schlurften aus dem Dorf, auf die Feldwege, am Grafenwald entlang. Dann teilen wir uns. Sieben Invaliden und sieben Hunde, die Waldläufer, biegen links ab auf ihren immer gleichbleibenden Weg um den Wald, ich gehe mit Heinrich Kämper, meinem Nachbarn, und Fritz Baumann, sie sind die Brückensteher, rechts ab eine kleine Steigung hinauf. Zwei Hunde umrunden uns dauernd, mein Pudel und Fritz Baumanns Papsi, ein Chow Chow, Heinrichs Promenadenmischung Mäcki läuft einen Schritt hinter seinem Herrn. Der Hund nahm im Laufe der Jahre den Schritt seines Herrn an.

Bis zur Kuppe, etwa dreihundert Meter, bleibt Heinrich mehrmals stehen, nimmt seine Sauerstoffpumpe aus der Manteltasche, führt den Schlauch in den Mund und pumpt zusätzlich Sauerstoff in seine betonierte Lungen. Auch der Hund bleibt stehen, und oft frage ich mich: Bleibt Heinrich stehen und pumpt seine Lungen voll, weil der Hund stehen bleibt, oder bleibt der Hund stehen, weil er sieht, wie sein Herr das Instrument aus der Tasche zieht. Ich glaube bemerkt zu haben, daß der Hund immer zwei, drei Sekunden früher stehen bleibt als sein Herr.

Dann sind wir auf der Kuppe.

Auf der schmalen Brücke, die nur von landwirtschaftlichen Fahrzeugen benutzt werden darf.

Auf der Brücke über die Autobahn Wuppertal Kamener Kreuz. Unter uns rasen die Autos einem Ziel und einer Hoffnung entgegen, laut, endlos, widerlich und doch schön.

Ich weiß nicht und frage auch nicht, wahrscheinlich wissen die beiden es selbst nicht, warum sie täglich auf der Brücke stehen, auf den nie versiegenden Verkehr hinabsehen. Auf der Brücke über die Autobahn Wuppertal Kamener Kreuz. »Mensch, hast du das gesehen, Heinrich? Schert doch dieser Blödmann einfach aus. Hast du gesehen, wie der

Sportwagen bremsen mußte? Junge, Junge, das hätte aber auch ins Auge gehen können. So was.«

»Sollen doch nicht immer so rasen«, sagte Heinrich. »Aber die denken, wenn sie einen Sportwagen fahren, gehört die Straße ihnen allein.«

»Na hör mal, Heinrich, der kann doch nicht einfach ausscheren, der muß doch in seinen Rückspiegel gucken. So passieren nämlich die schweren Unfälle.«

Drüben am Waldrand gehen die sieben anderen Invaliden mit ihren Hunden, in grüne Lodenmäntel gehüllt, ihren immer gleichbleibenden Weg. Ein Bild von Eintracht und Verlorenheit.

Unter uns tobt der Verkehr, Heinrich und Fritz stehen am Geländer und schauen auf das Band unter der Brücke, sie werden nicht müde, obwohl ich anfangs mich zu langweilen, denn mehrmals in der Woche gehöre ich selbst zu denen, die da unten sich in Geschwindigkeiten austoben, und wenn ich am späten Nachmittag von Dortmund komme, schere ich auf die rechte Fahrbahn ein, fahre langsam und winke zu den beiden hinauf. Sie winken mir zu, sie lachen, sie freuen sich, sie drehen sich um, und ich sehe sie bis zur Abfahrt in meinem Rückspiegel. Sie winken, lachen und freuen sich, als käme da einer zurück, den sie längst verloren glaubten.

Und abends, wenn sie noch einmal in ihre Stammkneipe gehen, werden sie erzählen: Wir haben ihn gesehen, den roten Blitz.

[...]

Bis zum Kriegerdenkmal liefen wir gemeinsam, schweigend, nur ab und zu erzählte Fritz Baumann den Waldläufern, was heute auf der Autobahn los war. Die Waldläufer nahmen es schweigend zur Kenntnis, nur Horst revanchierte sich, indem er umständlich aufzählte, was sie

gesehen hatten: mehrere Fasane, einige Rebhühner und an den Kasernen Wagen über Wagen.

Am Kriegerdenkmal, wo fünf Straßen wie ein Stern zusammenlaufen, zerfiel das einträchtige Bild. Allein oder zu zweit bogen sie in die Straße ein, um die herum ihre Siedlung erbaut war. Heinrich und ich liefen nebeneinander her unseren Reihenhäusern zu, vor meinem Hause, es schlug von der evangelischen Kirche ein Uhr, sagte er: »Weißt du, ich bin ja froh, daß ich Mäcki überleben werde. Der ist jetzt zwölf. Na ja, zwei Jahre wird er es wohl noch tun. Was meinst du?«

»Ach weißt du, bei Hunden kann man das nie wissen. Die können plötzlich umfallen. Aus.«

»Wie Menschen«, sagte Heinrich.

»Heinrich, Quatsch, du wirst hundert Jahre alt, du kannst die Knappschaft noch ganz schön schröpfen.«

»Meinst du? So alt will ich gar nicht werden. Nur noch ein bißchen so, du weißt schon, ein bißchen auf der Brücke, na ja, was ist schon dabei. Und dann, mein Mäcki, du weißt ja, die jungen Leute können sich um so einen Hund nicht so kümmern, und wenn er früher stirbt als ich, dann haben die jungen keine Last mehr und der Hund auch nicht. Du weißt doch, wie das mit dem Ebermeier seinem war, der lief doch dauernd auf den Friedhof, na, dann ist er verhungert. Und die Frau war doch gut zu dem Hund.«

»Weiß ich doch, Heinrich.«

»Na, dann laß es dir schmecken. Was gibt's denn bei dir?«

»Sauerbraten.«

»Ich muß es mir warm machen. Weißt du, meine Tochter sorgt ja gut für mich, aber na ja, sie ist halt den ganzen Tag nicht da, macht das Essen immer am Abend fertig, ich brauche es mittags nur aufzuwärmen.«

»Wie lange muß sie denn noch nach Dortmund?«

»Halbes Jahr, dann ist sie fertig, will hier an der Schule anfangen. Und Lehrer bekommen auch ein schönes Anfangsgehalt.«

»Und ob«, sagte ich, dann gingen wir auseinander. Wohl den Invaliden, die noch ihre Frau haben. Schlimm sind die dran, für deren Wohl Kinder sorgen müssen. Nicht mit Geld, nein, unsere Invaliden kassieren am Monatsletzten eine gute Rente; ich meine sorgen um das Leibliche, das Alltägliche.

Heinrich, mein Nachbar, traf es gut, er hat eine Tochter, die Lehrerin wird, letztes von fünf Kindern, das ihm blieb. Die anderen sind verheiratet, von München bis Flensburg zerstreut. Er hat diese Kinder gar nicht mehr, abgesehen von einem einzigen Brief pro Jahr, und als seine Frau starb, kam keines seiner Kinder zur Beerdigung. Sie hatten keine Zeit und Heinrich traf es schwer, aber damals war er noch auf der Zeche unter Tage, und er kam darüber hinweg. Nun sorgt für ihn seine Tochter, mit seiner guten Rente finanziert er ihr Studium, er kaufte ihr einen gebrauchten VW. Sie kocht für ihn, wäscht seine Wäsche und achtet peinlich genau, daß er immer sauber und gut gekleidet geht. Ingrid ist ein liebes Mädchen, wie man in der Straße sagt, und sie tut alles für ihren Vater, mit dem sie zusammen eine Werkswohnung bewohnt. Nicht gerade praktisch, aber billig. Invaliden werden die Wohnungen, in denen sie nicht selten mehr als 30 Jahre lebten, vom Betrieb nicht entzogen.

Manchmal ist Heinrich mittags zu müde oder aber auch zu faul, was er selbst zugibt, das fertige Essen aufzuwärmen, er verzehrt eine Schnitte Brot mit Käse oder einer geräucher-ten Mettwurst, trinkt dazu eine Flasche Bier, legt seinem Hund ein rohes Schweineschwänzchen vor, das Mäcki schon zu viel wird, denn auch Mäckis Zähne sind nicht mehr die besten. Dann liest Heinrich in der Zeitung den Teil, den er am Morgen nur überflog. Er liest regelmäßig Zeitung, und alles von vorne bis hinten, er ist über alles bestens informiert; freilich wirft er nicht selten die Informationen durcheinander, dann werden es »Mäcki-Informationen«, wie wir sie nennen. Nach dem Essen geht

Heinrich auf sein Zimmer und schläft, die Sauerstoffpumpe legt er auf das Nachttischkästchen, und dem Hund braucht er nicht zu befehlen, sich auf den Bettvorleger zu legen, der liegt schon, bevor Heinrich sich hinlegt. Er schläft bis gegen drei, steht auf und macht sich einen starken Kaffee, den zu trinken der Arzt ihm verbot. Und dann geht er zum Kriegerdenkmal, wo die anderen warten. Jeden Tag, jeden Tag. Einmal am Vormittag, einmal am Nachmittag, bei jedem Wetter, sofern es die Lungen erlauben.

Fritz Baumann ist ebenfalls Witwer, seit drei Jahren, er hat zwei Kinder, und er möchte gern eine Tochter haben, so wie Heinrich. Seine Tochter, ich kannte sie noch, ist in Oberhausen verheiratet, ein Flittchen mit Variationen, sein Sohn, ebenfalls auf der Zeche beschäftigt, heiratete eine Frau, die sich selbst nicht leiden kann, noch weniger ihre beiden Kinder, die sie in zwei Jahren bekam, schon gar nicht ihren Schwiegervater, nur weil er hustet und hustet und manchmal vergißt, die Hand vor den Mund zu halten. Du steckst uns alle an! schreit sie mehrmals am Tag, wo sie doch wissen muß, daß Silikose nicht ansteckend ist. Sein Sohn wohnt mit seiner Familie in seiner Wohnung, er gibt ihnen von seinem Geld und zieht sich in sein Zimmer zurück, wo er für sich ist, allein. Manchmal stehlen sich die beiden Enkel in sein Refugium, und der fünfjährige Junge sagt: Opa, bei uns darfst du husten so viel du willst.

Aber sonst ist er allein, am Tag und in den Nächten, wenn der Nebel ihn quält, seine Lungen so zusammendrückt, daß ihm ist, als breche eine Betonwand auf seine Lungen nieder.

Ich weiß von ihren Nächten, ich weiß von ihren Ängsten, wenn für den einen das Gewitter tobt und die Straßen der Siedlung im Blitz aufleuchten, für den anderen der Nebel tagelang in den Straßen kriecht. Ich weiß von ihren Nächten, da hilft auch keine Sauerstoffpumpe neben dem Bett.

Bei Nebel kommen sie tagelang nicht aus ihren Häusern, das Kriegerdenkmal bleibt leer, der Weg um den Grafenwald und auch die Autobahnbrücke; dann liegen sie in ihren Betten und japsen nach Luft. Sie essen oft tagelang nichts, trinken nur Steinhäger oder Doppelwacholder, wie sie es getan haben, als sie noch zur Zeche gingen, vierzig oder fünfzig Jahre, in dem guten Glauben, der Schnaps zerfresse den Staub in ihren Lungen. Und als ich einmal am Tresen zu einem Kumpel sagte: Ist doch Quatsch eure Ansicht, der Schnaps geht doch in den Magen und nicht in die Lunge, erhielt ich die Antwort: Halt die Klappe, das verstehst du nicht.

Ich weiß von ihren Nächten – um wahr zu sein – ich weiß nur von den Nächten Heinrichs, und auch erst seit kurzem. Heinrichs Nächte aber sind die Nächte aller.

[...]

Unser Dorf hat zwei Wahrzeichen. Der hohe Förderturm der Zeche und die Invaliden. Die Invaliden sind Statuen, die sich zu einer bestimmten Tageszeit in Bewegung setzen, in grüne Lodenmäntel gehüllt, auch Silikosemäntel genannt, auf ihren immer gleichbleibenden Weg. Stirbt ein Invalide, gehen sie alle mit auf den Friedhof, sofern es die Witterung zuläßt. Man kann ihn doch nicht alleine lassen, sagen sie, und dann, die quatschigen Reden von denen vom Betrieb, das ist doch auch nichts, da bekommt man ja die Grätze, und der Pastor, na ja, der spricht doch bei jedem immer dasselbe, da ist es schon gut, wenn er weiß, daß wir alle dabei sind.

Jaja, sagen sie nach solch einer Beerdigung, gehen nach Hause, holen ihre Hunde, stehen dann am Tresen in der Kneipe und trinken zwei oder drei Bier mehr als sonst und sie sprechen kein Wort über den, den sie verscharrt haben. Jaja, sagen sie. Und die Gäste in der Wirtschaft behaupten dann an solchen Tagen: Ihr werdet hundert Jahre alt, nur

weil ihr wollt, daß die Ruhrknappschaft in Bochum pleite geht. Aber diejenigen, die das sagen, wissen, daß morgen oder übermorgen ein anderer an der Reihe sein wird, wenn der Nebel in den Straßen hängt, an den Scheiben zu Griesregen zerfließt, die Betonwände einbrechen auf die einbetonierten Lungen, sie nach Pumpe und Hoffnung greifen und oft nicht mehr die Kraft haben, den Schlauch in den Mund zu führen.

So ist es, sagen die Invaliden dann, sie trinken ihr Bier und lassen die anderen reden. Sie wissen es besser. Sie leben nur in Träumen.

Manchmal fragt mich einer beim Spaziergang: Was haben wir eigentlich von unserem Leben gehabt. Die anderen bleiben stehen und sehen mich an. Sie alle hätten dasselbe fragen können, einer nur fragte. Nie hat es Urlaub gegeben, nie dazu gereicht, nur zu Hunden und zu Tauben, und die Tauben brachten das große Leben der Welt in ihr Haus, wenn sie vom Preisflug aus Wien oder Brüssel kamen. Was hatten wir? Die Zeche hat uns entlohnt, nicht immer gut, meist unter unserer Leistung, jetzt sind wir uninteressant geworden. Jetzt könnten wir in Urlaub fahren, die Kinder sind groß, die Rente ist gut, na ja, sechs bis achthundert Mark haben sie im Monat, aber jetzt sind sie müde geworden, jetzt wollen sie nichts mehr von der Welt sehen, das Fernsehen genügt ihnen, denn jetzt haben sie ihre Welt eingekreist und lokalisiert, klein ist sie geworden, ihre Welt, wie die ihrer Hunde, die nur bestimmte Wege zu gehen gewohnt sind und erstaunt aufsehen, stehen bleiben und zu Herrchen aufsehen, verirrt der sich einmal in eine Straße, die ihren Geruch nicht trägt.

Es läge nahe zu fragen, ob sie unglücklich sind. Ich glaube, nein. Ihr Glück war durch das ganze Leben bescheiden. Sie waren glücklich, schellte am Sonntagmorgen nicht der Wecker zur Schicht und surrten nicht die Räder vorn Schachtgerüst vor ihrer Haustür. Viele wollten ihr Glück genießen, sie stellten auch am Sonntag den Wecker zur

gewohnten frühen Zeit. Schlag er an, stellten sie ihn ab und streckten die Zunge heraus. Schiefen weiter. Sie waren glücklich, wenn es ein paar Feiertage hintereinander gab und man faulenzen und auf die Zeche pfeifen konnte, sie waren glücklich, hatten sie sich acht Tage Urlaub genommen, um den Garten zu bestellen oder ein Zimmer zu tapezieren. Sie waren glücklich, hatte Schalke gewonnen oder Borussia Dortmund, und jetzt sind sie glücklich, kommt kein Nebel über die Ebene von Münster her. Sie wissen um ihren Tod in nebligen Nächten, sie sprechen nicht davon, sie wissen um die Gefährlichkeit von schweren und trockenen Gewittern, dann pochen ihre Lungen – aber sie sprechen nicht davon; nicht zu anderen, nur zu ihresgleichen und auch da nur in der Art, als könnte es einmal passieren. Ich wundere mich heute noch, nach einem Jahr, daß ich mit ihnen gehen darf, was keinem im Dorf gestattet war, seit sie denken können. Ich wundere mich, hüte mich aber, sie danach zu fragen, vielleicht könnte ich sonst alles zerstören, denn bei ihnen ist alles so leicht und durchsichtig, wie ein Spinnwebgewebe, sichtbar allen nur dann, hängt der Tau im Netz. Ich gehe mit, und sie sind mir auch nicht böse, wenn ich viel zu tun habe und in meinem Zimmer bleibe. Dann sagt Heinrich zu den anderen am Kriegerdenkmal, kommt er ohne mich: Der hat keine Zeit, der schreibt.

[...]

(1966)



Mit Günter Grass und Peter Härtling bei einer Autorenratssitzung des Luchterhand-Verlags, 1988



Mit Alexander von Eschwege anlässlich der Verfilmung von Friedrich und Friederike, 1988

Die lebenden Leichen in den gläsernen Särgen

Viele – und nicht die Dümmeren – glauben immer noch, die Automation sei nichts weiter als eine konsequente Fortführung der Rationalisierung. Das erinnert mich an einen Irrtum Konrad Adenauers: Er sagte vor dem Bundestag, die Atombombe sei nichts anderes als die Weiterentwicklung der Artillerie – und nur wenige Abgeordnete lachten darüber.

Der weitverbreitete Irrtum hinsichtlich der Automation ist verständlich, wenn man bedenkt, daß wir in unseren Schulen primär noch mit dem Bildungsgut des 18. und 19. Jahrhunderts gefüttert werden, mit den Kriterien und Wertungen der vergangenen Jahrhunderte. Aus der Sicht von damals gehört die Automation zur »Welt von morgen«, obwohl sie schon Gegenwart geworden ist. Ich habe mit Arbeitern und Angestellten gesprochen, die ich seit Jahren kenne. Sie arbeiten in automatisierten Betrieben oder dort, wo die Umstellung auf Automation abzusehen ist.

1. Karl Damberg, 40 Jahre, verheiratet, zwei Söhne, acht und zehn Jahre

Damberg arbeitet seit seinem 14. Lebensjahr auf einer Zeche bei Hamm in Westfalen, drei Jahre als Berglehrling, davon ein Jahr über Tage. Dann wurde er Elektriker unter Tage und blieb es bis zu seinem 35. Lebensjahr. Er wohnte anfangs bei seinen Schwiegereltern in Kamen, danach zur Miete in Hamm. Schließlich bewarb er sich um ein Eigenheim. Da er aber die erforderlichen 5.000 Mark Eigenkapital nicht aufbringen konnte, ersuchte er die Zechengesellschaft, ihm dieses Kapital zu leihen, das er in monatlichen Raten abtragen wollte. Die Zechengesellschaft war dazu auch bereit; schließlich band sie durch solche Hypothekenvergabe ihre Arbeiter an den Betrieb.

Damberg sagte, er hätte gern eine andere Arbeit angenommen, aber er habe es nicht gekonnt, solange die 5000 Mark nicht zurückgezahlt waren. Fünf Jahre nach der Rückzahlung hatte er an einem Sonntagmorgen im Anzeigenteil seiner Zeitung gelesen, daß die VEW (Vereinigte Elektrizitätswerke) in einem neu errichteten Werk Leute suchten für »Aufgaben, die den Rahmen des Herkömmlichen« sprengten.

»Ich schrieb hin, verstehen Sie, nur so zum Spaß. War überrascht, daß ich nach acht Tagen schon ein Schreiben erhielt, da stand drin, ich sollte mich vorstellen, vorher einen Lebenslauf einreichen. Das tat ich. Ich fuhr nach Dortmund und stellte mich vor. Ich wurde, wie man so sagt, gewogen und für richtig befunden. Dann mußte ich mich einer gründlichen ärztlichen Untersuchung stellen, die dauerte sage und schreibe neun Stunden. Dann schickte man mich nach Hause mit dem Bescheid, ich würde wieder hören.

Nach vier Wochen kam ein Einschreiben; wir rissen es auf: Ich hatte die Stelle bekommen! Meine Frau und ich tanzten durch die Wohnung wie zwei Verrückte. Schließlich bekam ich im neuen Job 250 Mark im Monat mehr, sogar während des Jahres, das als Ausbildungs- und Probejahr vertraglich festgelegt war.

Naja, dann ging es also los: Kündigung auf Zeche, Arbeitsantritt dort. Ich kann heute nicht mehr beschreiben, wie glücklich ich war, ich hatte schon geglaubt, ich müßte bis zu meinem Rentenalter auf der Zeche unter Tage bleiben, in Dreck, Schweiß und wer weiß was. Wir haben damals gerade – meine Frau und ich – das Buch gelesen von Robert Jungk »Die Zukunft hat schon begonnen«. Den Umschlag haben wir an die Wand im Wohnzimmer geheftet, und darunter habe ich auf weißes Papier gemalt: Für mich!

Na hören Sie, 250 Mark im Monat mehr, ist das nichts? Und dann kommt hinzu: Im Juni bekomme ich Gewinnausschüttung, das ist ein Monatsgehalt, also 1200 Mark, und im Dezember Weihnachtsgratifikation, das ist noch einmal ein Monatsgehalt. Ich bekomme also 14 Monatsgehälter. Ist das nichts? Ich habe keine Schulden mehr. Ist das nichts? Ich kann mir jetzt endlich was leisten!« Früher mußte Karl Damberg in 800 Meter Tiefe fahren, um dort schwerste Arbeit zu verrichten. Heute ist er im Elektrizitätswerk Schmehausen bei Hamm, einem der modernsten Europas, beschäftigt. Er sitzt an einem drei Meter langen Schaltpult und paßt auf, welcher der 227 Knöpfe auf dem Pult Lichtsignale gibt, auf die er dann zu reagieren hat.

Karl Damberg sitzt mit fünf Kollegen in einer Warte aus Glas, je drei an zwei Schaltpulten, und tut den ganzen Tag weiter nichts, als die 227 Knöpfe auf dem Pult zu beobachten. Leuchtet ein Knopf auf, dann drückt er ihn, und alles reguliert sich von selbst. Karl Damberg wartet, beobachtet, wartet.

Da es aber nicht viel zu tun gibt, weil die Knöpfe selten aufleuchten, haben er und seine Kollegen etwas erfunden, um die acht Stunden besser herumzubringen: Sie erzählen sich Märchen, solche, die sie kennen, und solche, die sie erst beim Erzählen erfinden.

Karl Damberg weiß – wenn auch nicht ganz genau –, was im Werk vorgeht, welche Störungen vorliegen, wenn einer oder mehrere Knöpfe aufleuchten. Er weiß, was zur Behebung der Störungen geschieht, wenn er den aufleuchtenden Knopf drückt. Aber er selbst hat keinen Einfluß darauf; die Automatik behebt alles.

Wenn die Automatik versagt, dann ist das nicht seine Angelegenheit; dann kommen Experten aus Düsseldorf, die den Schaden beheben. Auch der Verbraucher, der Abnehmer von Strom, merkt nichts davon; denn, wenn ein Elektrizitätswerk ausfällt, übernimmt ein anderes innerhalb

des westdeutschen Verbundnetzes die Versorgung. Karl Damberg weiß das. Er ist immerhin so intelligent, daß er nach der anfänglichen Begeisterung über den neuen Arbeitsplatz, über die bessere soziale Stellung seine Funktion heute nüchterner einschätzt: »Ich kann, wenn es darauf ankommt, doch nichts machen; ich bin nur da, damit ich da bin. Ich beobachte, ich warte; ich drücke im Laufe der Achtstundenschicht vielleicht 15- oder 20-mal einen Knopf, wenn die Wasserzufuhr nicht funktioniert oder die Kohlezufuhr stockt, ich drossele oder beschleunige den Verbrennungsvorgang. Sonst tue ich nichts; ich bin da, ich drücke, aber sonst, sonst habe ich keinen Einfluß.«

Karl Damberg beginnt nach vier Jahren, über sich und seine Stellung im Produktionsablauf nachzudenken – nicht allein von sich aus; seine Frau gab wohl dazu den Anstoß. Sie erzählte mir:

»Mein Mann hat sich verändert. Nicht, wie Sie vielleicht glauben, daß er nicht mehr der fürsorgende Vater wäre, im Gegenteil; nein, ich meine das anders. Früher, als er noch unter Tage war und in einer Schicht zwei Liter Schweiß verloren hat, da hat er im Garten gearbeitet wie ein Verrückter, da war ihm keine Arbeit zuviel. Jetzt kommt er nach Hause und haut sich auf die Couch und ist wie gerädert; das simuliert er nicht, er ist wirklich fertig. Er hat zu nichts Lust, ich muß ihn zu allem drängen. Er will die Arbeit im Haus und im Garten immer vor sich herschieben, er sagt immer: morgen.

Ich kann das nicht begreifen; er ist doch körperlich nicht ausgelastet, er tut doch acht Stunden nichts, er sitzt doch nur da und schlägt die Zeit tot, er kann doch nicht müde sein!«

Frau Damberg offenbart mir auch in dezenten Anspielungen, daß zugleich die Aktivität ihres Mannes im Bett nachgelassen habe, und sie führt das nicht auf die zunehmenden Jahre zurück. »Ich bitte Sie«, erwidert sie heftig, »in seinem Alter – im besten Alter!«

Hinzu kommt noch etwas, was ich bemerkte, was weder Damberg noch seiner Frau bewußt geworden war: Damberg spricht nicht mehr so wie früher, er spricht anders. Vielleicht ist es dieses Moment der Veränderung an ihrem Mann, das sie wahrnimmt, aber nicht artikulieren kann. Damberg spricht jetzt nicht etwa eine gehobene oder gespreizte Sprache, nein, Damberg spricht genau wie früher seine Alltagssprache; aber sie hat sich verkürzt. Er sagt nicht mehr: »Mach das Fenster zu«, er sagt: »Zu!« Er sagt auch nicht mehr: »Ich gehe spazieren«, er sagt: »Spazieren.« Er sagt nicht mehr: »Ich gehe schlafen«, er sagt: »Schlafen.« Und er sagt nicht mehr: »Ich fahre weg«, er sagt: »Weg«.

Er sagt nicht mehr: »Ich gehe in den Garten«, er sagt: »Garten.« – Diese Beispiele, meine Beobachtungen über Tage hinweg, lassen sich fortsetzen und auf andere Personen, die in derselben Arbeitswelt stehen, übertragen.

Es gibt meines Wissens bereits Bücher über die Sprache in der verwalteten Welt, in der technisierten Welt. Katalogisiert wurde die Sprache der Untermenschen und der Science fictions. Es gibt eine »Blasensprache« und eine Sprache, die zur Erklärung von Bildern zerteilt, in Unterschriften zerstückelt wird. Es gibt die Sprache des programmierten Wunschdenkens, aufgebaut auf Ideologien. Es gibt aber noch keine Untersuchungen darüber, wie die Sprache des Menschen sich unter dem Einfluß der Automation verändern wird. Ich selbst kann nur Erfahrungen wiedergeben, Erfahrungen, die sich auf Beobachtungen und Wahrnehmungen stützen. Danach wird die Sprache der Menschen in der Automation eine Sprache der Verkürzung sein, eine Sprache der Kürzel, der Chiffren; Worte werden neue Inhalte bekommen.

Diese eigentümliche Sprachverkürzung, dieses Sich-mit-Kürzeln-Verständigen, habe ich auch bei einem anderen Mann wahrgenommen:

2. Fritz Ligges, 34 Jahre, verheiratet, zwei Söhne, vier und acht Jahre

Ligges lernte in einem Dortmunder Vorort Autoschlosser. Nach der Lehre, also mit 18 Jahren, trat er in die Stahlfirma Hoesch ein, war eine Zeitlang Drahtzieher, lernte in Abendkursen weiter und ließ sich schließlich im Betrieb ausbilden für die Arbeit in der Schaltzentrale einer neuen, vollautomatischen Walzstraße.

Über drei Jahre sitzt er nun mit zwei anderen in dieser Zentrale. Diese drei – keiner älter als 40 Jahre – bedienen auf einer Schicht ebenfalls Knöpfe oder Spielzeughebel, wenn ein Lichtsignal aufblinkt in den Manometern und Hydrometern oder aber wenn das ständig durchfließende Licht in farbigen Kanälen im grafischen Bild an der Wand, das den gesamten Produktionsablauf anzeigt, stoppt oder stockt.

Ligges und seine Kollegen sehen durch eine dicke schalldämmende Glaswand in die Fabrikationshalle; sie sehen die glühenden Stahlblöcke und die dampfenden Bleche. Aber auch, wenn sie das Gefühl haben, in der Halle liefe etwas nicht richtig, ist für sie letztlich nur entscheidend, ob die *Armaturen* Störungen anzeigen oder nicht. In der Halle könnte eine Explosion erfolgen; trotzdem wäre für Fritz Ligges alles in bester Ordnung, wenn zu diesem Zeitpunkt die Automatik einwandfrei arbeitet.

»Was da unten vorgeht, interessiert mich nicht; wenn auf meiner Zentrale alles in Ordnung ist, dann ist auch in der Halle alles in Ordnung.«

Und einschränkend fügt er hinzu:

»Hat wenigstens alles in Ordnung zu sein.«

Fritz Ligges ist, wie man so sagt, blindgläubig; er vertraut der Technik, den Armaturen mehr als menschlichem Gespür, aber er hat, was er selbst nicht zu bemerken schien – ich habe es über Tage hinweg beobachtet –, einen »Zitte-

rer«. Immer, wenn ein Licht aufleuchtet, wenn er gezwungen wird, aus seiner Passivität hervorzutreten, aktiv zu werden – und seine Aktivität beschränkt sich auf das Drücken von Knöpfen und sporadisches Ausfüllen von Kladden –, dann beginnen seine Hände zu zittern, ja, ich habe es beobachtet, daß er manchmal mit der linken Hand das rechte Handgelenk festhält, um sein Zittern zu verbergen.

Ich sagte ihm, daß er zum Arzt müsse, aber er brauste auf. Er war wütend, weil ich ihn ertappt hatte, war wütend darüber, weil er längst eingesehen hatte, daß es so nicht weitergehen konnte. Aber zum Arzt gehen? Nein, der würde ihm nur empfehlen, eine andere Arbeit aufzunehmen.

Andere Arbeit aber würde für Fritz Ligges sozialen Abstieg bedeuten; denn seine Arbeit ist die bestbezahlte derer, die im Sinne der Reichsversicherungsordnung als Arbeiter gelten. Er weiß das, und deshalb geht er nicht zum Arzt. Die anderen sagen nichts, denn die haben mehr oder weniger auch den Zitterer oder wissen zumindest, daß sie ihn eines Tages bekommen werden.

Die Sprache von Fritz Ligges – teilweise habe ich das auch bei den anderen in der Zentrale bemerkt – ist ebenfalls die der Kürzel. Aber es kommt noch etwas hinzu, was im privaten Bereich komisch, richtiger vielleicht tragikomisch wirkt: Sagt Fritz Ligges zu Hause zu seinem Jungen: »Setzen!«, dann meint er »aufstehen«. »Setzen« ist in der Schaltwarte ein Arbeitsvorgang: In der Walzstraße werden neue Blöcke gesetzt, deshalb muß Fritz Ligges in seiner Zentrale aufstehen, an die Wand gehen, neu programmieren.

Wenn er also »setzt«, dann »steht« er »auf«.

Das Wort »blank« bedeutet im Betrieb »verschmutzt«. Wenn Fritz Ligges zu Hause die nicht aufgeräumte und nicht geputzte Küche sieht, dann sagt er: »Sie ist blank.« Wenn das grafische Bild an der Wand in der Zentrale

gleichmäßig fließt, dann »steht« es. Auch zu Hause sagt Ligges für alles, was steht, es »fließe«. Seine Frau stand anfangs seinen Ausdrücken völlig hilflos gegenüber; inzwischen versteht sie sie, ja, sie hat sie angenommen, so daß nun wiederum sie beim Einkaufen oder einem Plausch mit der Nachbarin Befremden auslöst.

Von meinem Vater habe ich als Junge gelernt, daß man den Beruf eines Menschen an dessen Merkmalen erkennt: Den Schuster an seinem Daumen, den Pastor an seinem Gehabe, den Seemann an seinem Gang, den Beamten an seiner Korrektheit. Für den Beruf in der neuen Welt, die Automation heißt, möchte ich keine Formel aufstellen.

Das, was Karl Marx von der »Entfremdung des Menschen von seiner Arbeit« sagte und schrieb, ist heute im technischen Bereich der Automation Wirklichkeit geworden. Aber, und das muß auch gesagt werden, die Entfremdung oder, besser gesagt, der Entfremdungsprozeß, der sich abzeichnet, ist nicht mehr allein eine Angelegenheit der kapitalistischen Gesellschaft. Die Sachzwänge sind in sozialistischen Ländern genau die gleichen, mögen auch die technischen Bereiche etwas anders aussehen.

Gerade, was den Mann am Schalterpult im Elektrizitätswerk betrifft, habe ich viel recherchiert. Und ich habe die Erfahrung machen müssen, daß es anderswo nicht anders ist als bei Karl Damberg in der Warte im E-Werk in Schmehausen bei Hamm.

Ich war in der Nähe von Warschau, in einem E-Werk in der Hohen Tatra (CSSR), in einem Werk in Böhlen bei Leipzig – überall fand ich die Erfahrung von Karl Damberg bestätigt, unabhängig davon, daß hier und dort die ärztliche Vorsorge besser war oder daß in sozialistischen Ländern kein sozialer Abstieg eintritt, wenn der Mann am Schalterpult seine Arbeit nicht mehr so verrichten kann, wie es von ihm verlangt wird.

Ein Mann aus Metz, den ich ebenfalls aufsuchte, sagte mir sogar, er und seine Kollegen bezeichneten die Glaswarte, in

der sie acht Stunden saßen, als »Glassarg«. Sie sähen alles, aber sie hörten nichts, und sie könnten acht Stunden lang aus dieser Glaswarte nicht ausbrechen, sie seien abgeschirmt gegen jedes fremde Geräusch, in einer sterilen Atmosphäre. Schon Zigarettenasche auf dem Fußboden störe das Bild: »Das schlimmste aber ist, daß wir nichts mehr falsch machen können. Denken Sie sich da mal hinein: Wir machen immer alles richtig! Das ist zum Verrücktwerden.« Bei dem Mann in Metz habe ich Allergien festgestellt, die sich folgendermaßen bemerkbar machen: Immer, wenn die Tür zur Warte aufgeht und das Turbinengeräusch eindringt –, ein Ton, der nie abfällt oder anschwillt –, dann glaubt Pierre Parçu, er bekomme keine Luft mehr. Ich habe es selbst einmal erlebt: Er hat dann Anfälle, Anfälle wie ein Asthmatiker. Organisch ist Parçu völlig gesund, er ist robust, und auch sein vegetatives Nervensystem ist in Ordnung.

Gerade dieser Fall interessierte mich; ich sprach in Metz mit dem Arzt, der Parçu behandelt – soweit man von »Behandlung« sprechen kann. Dr. Bartouch sagte mir:

»Früher glaubte man, daß die Krankheit, die wir allgemein mit Managerkrankheit bezeichnen, nur auf Manager zutreffen könne; aber gerade da hat es seit Jahren Verschiebungen gegeben. Immer häufiger kommen Patienten, die Symptome dieser Krankheit haben, und forscht man nach, so erfährt man, daß sie Arbeiten verrichten, die im weitesten Sinne mit Automation zu tun haben. Der sich wandelnde Industrieprozess bringt Störungen im Organischen mit sich und vor allem im Nervensystem, die nicht im medizinischen Lehrbuch zu finden sind. Ich glaube, es wird – wenn die Medizin mit der technischen Entwicklung Schritt halten und weiterhin das Individuum schützen will – erforderlich sein, daß sich unser Arztberuf wandelt. Ich weiß nicht, wie der neue Arzt aussehen wird. Wahrscheinlich wird er eine Mischung aus Internist, Psychologe, Psychoanalytiker und Seelsorger sein. So stelle ich mir das

vor; denn viele Krankheiten, die in meine Praxis getragen werden von Leuten, die in vollautomatischen Betrieben arbeiten, sind nicht Krankheiten im klassisch-medizinischen Sinne, aber auch nicht solche, die ausschließlich in die Zuständigkeit eines Nervenarztes fallen.«

Einfluß hat der Mann am Schalter effektiv nicht. Auch, wenn es Karl Damberg einfallen sollte, einen aufleuchtenden Knopf nicht zu drücken, beginge er nur eine sträfliche Unterlassung. Den programmierten Ablauf könnte er dadurch nicht stoppen; denn innerhalb von zwei, drei Sekunden orientiert sich die Automatik von selbst auf die Behebung von Störungen.

Auch Fritz Ligges könnte – theoretisch – die Walzstraße nur für drei Sekunden bis höchstens drei Minuten lahmlegen. Dann würde die Automatik, die er bedient und überwacht, sich selbständig machen, unabhängig vom Willen dessen, der sie steuert.

Die amerikanische Soziologin Margret Mead hat das Zeitalter der aufkommenden Automation eine »neue menschliche Tragödie« genannt. Die Tragödie liegt nicht etwa begründet in der sichtbaren oder unsichtbaren Ausbeutung materieller oder physischer Art, nicht etwa in der gesellschaftspolitischen Skala, nicht im Lohn oder der sozialen Stufenleiter; die Tragödie liegt vielmehr in der Erkenntnis, daß der Einzelne ohnmächtig ist vor dem Apparat, daß er kapitulieren muß, wenn er leben will, daß er zur Passivität verurteilt ist.

Oder, wie es Karl Damberg formulierte:

»Wenn der Knopf aufleuchtet, fordert er mich zur Bedienung heraus; ich muß gehorchen, und gehorche ich nicht, macht sich die Apparatur selbständig. Also gehorche ich, damit ich nicht überflüssig werde.«

Hier begegnet uns ein Phänomen besonderer Art: Viele Arbeiter und Angestellte möchten so wenig wie möglich tun, einfach die acht Stunden über sich ergehen lassen, verdienen, ohne tätig zu sein. Nun wird der Arbeitnehmer

in eine Funktion gesetzt, bei der es das oberste Prinzip ist, nichts zu tun, wo etwas tun schädlich ist, wo nur das Warten, das Beobachten zählen. Und da drängt plötzlich der in diese Funktion gesetzte Mensch nach vorn und begehrt, daß er etwas tun müsse.

Der Arbeitsprozeß kollidiert mit einer menschlichen Grundeigenschaft, dem Nicht-warten-Können. »Ich verdiene mit Warten mein Geld«, sagte mir Georg Korte, von dem ich anschließend berichten möchte, »aber dieses Abwarten wird mir so schwer, wie die schwerste Arbeit es nicht sein kann.«

3. Georg Korte, 34 Jahre, drei Kinder, drei, sechs und sieben Jahre

Er ist gelernter Fernsichttechniker, aus Stuttgart gebürtig, wohnt jetzt in Eßlingen am Neckar. Er arbeitete zehn Jahre in einer Fabrik für Radio- und Fernsehgeräte, dann aber sprang er ab. Er wollte sich verändern, er suchte, wie er sagte, das Abenteuer. Er war es leid geworden, täglich Widerstände in einen Zehntelmillimeterraum zu löten, Röhren auf ihre Brauchbarkeit zu untersuchen.

Auf ein Zeitungsinserat bewarb er sich. Er landete in einer Fabrik für chemische Erzeugnisse, einer Fabrik, die Tabletten gegen Kopfschmerzen herstellt und Dünger für die Landwirtschaft. Er wurde eingestuft, angeschult, umgeschult, weitergeschult, als Spezialist eingesetzt. Er ist, wie er ironisch bemerkt, ein »spezieller Spezialist« geworden, einer derjenigen, die nicht ohne Stolz von sich sagen: »Mir kann keiner ans Bein pinkeln, ich bin wer!« Ja, er ist wer. Georg Korte sitzt jetzt – manchmal geht er allerdings auch auf und ab – in einem sterilen Raum, ähnlich dem Operationsaal eines supermodernen Krankenhauses, und beobachtet Armaturen, Manometer und Skalen.

Er weiß genau, was in seinem Werk produziert wird – manchmal informiert er sich auch, wie hoch die Aktien

seines Werkes stehen –, und er weiß auch, *wieviel* produziert wird. Er hat einen genauen Überblick über die Mengen der einzelnen Chemikalien, die bei jedem Arbeitsvorgang verwendet werden, und selbst wenn er sich nicht dafür interessierte: Die Apparatur zeigt es an, er braucht nur abzulesen. Georg Korte erzählt:

»Ich weiß, Sie sind gekommen, um alles mies zu finden; aber es ist nicht alles mies, wie Sie glauben. Ich bin ganz zufrieden. Es war richtig, daß ich aus der anderen Fabrik ausgebrochen bin; da war ich ein Niemand. Jetzt bin ich wer! Sie müssen wissen, früher wurde ich zur Direktion befohlen; heute beehrt mich der Direktor mit seinem Besuch. Jetzt kommen die Herren zu mir in die Zentrale, und ich sage ihnen, was sie dürfen und was sie nicht dürfen. Das tut mir gut. Sie sind alle sehr höflich und erkundigen sich nach dem und dem und warum es in der Zeit von soundso nicht so lief, wie es programmiert war. Ich erzähle ihnen was; das muß nicht immer stimmen, aber sie nicken. Ich bin ja nicht kontrollierbar, weil die Automatik nicht zu kontrollieren ist. Sie verlassen sich auf mich, sie sagen auch nicht mehr, wie es in der Fabrik üblich war, einfach ›Korte‹ zu mir, sie sagen ›Herr‹ Korte. Einmal lief alles schief, da kam am nächsten Tag der kaufmännische Direktor und schrie durch die Gegend; ich habe ihn einfach an die frische Luft gesetzt. Später hat er sich bei mir entschuldigt. Ja, ich bin wer!«

Georg Korte muß jede Stunde Tabellen ausfüllen, eine grüne Kladde, eine gelbe, eine weiße. Er muß in diese Tabellen Werte eintragen, die von der Apparatur angezeigt werden. Georg Korte hat das lange Zeit mit einer Gewissenhaftigkeit getan, die mehr als pedantisch war. Die ausgefüllten Tabellen schickte er per Rohrpost in das Betriebsbüro.

Vor einem halben Jahr hat Georg Korte den Traum von seiner Wichtigkeit begraben müssen: Er ging nach der Schicht durch das Fabrikgelände zur Schlosserei. Dort hatte

er sich einen Rahmen schweißen lassen für ein Gestell in seinem Schrebergarten. Auf seinem Weg entdeckte er in einer Verbrennungsanlage einen Stoß Tabellen, seine und der Kollegen Arbeit im letzten Vierteljahr. Georg Korte wollte gerade Krach schlagen, da kam ein Arbeiter in den Raum und verbrannte die Tabellen. »Was willst du«, hatte der Arbeiter gesagt, »das Zeug liest ja doch keiner, das füllt ihr da oben bloß aus, damit ihr nicht einschlaft.«

Das hatte Georg Korte nicht gewußt. Die Tabellen waren tatsächlich eingeführt worden, weil er und seine Kollegen mehrmals schlafend angetroffen worden waren – wo doch Wachbleiben die einzige Arbeit in der Zentrale ist.

Georg Korte ist phlegmatisch geworden. Er füllt nach wie vor die Tabellen aus, aber er schreibt Werte hinein, die nicht stimmen. Ihn ritt, wie man so sagt, der Teufel. Er notiert jetzt manchmal Werte, die anzeigen, daß die Produktion längst zusammengebrochen ist.

»Und wissen Sie, was passiert? Nichts passiert, weil die Tabellen keiner liest! Die Werte holen sich die Leute nach der Schicht aus den automatischen Schreibern unter meinem Pult; die Schreiber sind verplombt.«

Nun geht Georg Korte täglich in einen sterilen Raum in der Gewißheit, daß seine Einstellung auf einem Mißverständnis beruhe. »Aber was soll's«, sagt er, »ich werde gut bezahlt. Laß die andern sich Gedanken über *was* machen, das mich nichts angeht.« Zu Hause döst er vor sich hin.

Zu Hause, so müßte man glauben, sollte er Aktivität entwickeln, weit über das Maß des Selbstverständlichen hinaus. Aber seine Frau bestätigt mir, daß er – was früher überhaupt nicht der Fall war – stundenlang herumsitzt, aus dem Fenster sieht.

Alle Vierteljahr überkommt es ihn, da plant er, da will er Bäume ausreißen. Einmal ist es ein Schrebergarten, dann will er in seinen freien Stunden auf dem Bau arbeiten – nicht wegen des Geldes, nur, damit er das Gefühl hat, etwas zu leisten, nicht nutzlos rumzusitzen.

Was er allerdings regelmäßig tut, und das mit einer beängstigenden Ausdauer, das ist Autofahren. Er fährt manchmal acht Stunden hintereinander weg, ohne anzuhalten – außer zum Tanken; er fährt ohne Ziel, ja er weiß am Ende nicht einmal, durch welche Städte er gekommen ist. Er kennt nur Straßen und gewagte Überholmanöver. Seine Frau hat Angst, wenn sie neben ihm sitzt.

Der Rektor der agrarwissenschaftlichen Fakultät der Universität Charkow, Professor Korpatschew, schrieb in der sowjetischen Zeitschrift »Schöne Literatur«:

»Es scheint ein Urtraum der Menschen zu sein, die technischen Hilfsmittel zu konstruieren und sich ihrer zu bedienen, auf daß sie nichts mehr zu tun brauchen. Der Drang zur Automation ist letztlich der Traum vom biblischen Paradies. Aber wir wissen heute, daß dieser Traum Realität geworden ist, allerdings nicht im biblischen Sinne, nicht allgemein, nur partiell. Aber heute geht die Frage nicht darum, daß wir uns die Automation dienstbar machen und damit vielleicht mit Nichtstun gesegnet werden: Es geht primär darum, daß dieser Traum von der Automation zum Fluch und Schrecken werden kann, wenn es uns nicht gelingt, ein Modell zu entwickeln, daß der Mensch künftighin mit sich selbst etwas anzufangen weiß und dazu auch bereit ist.

Das heißt: Wenn er am Arbeitsplatz, im Produktionsprozeß, diese Selbstbestätigung nicht findet, so muß er sie, will er nicht zum Tier reduziert werden, außerhalb des Arbeitsplatzes finden.

Das heißt kulturelle Erziehung, das heißt, daß er kulturelle Güter, die uns überliefert sind, nicht im Musealen betrachtet, sondern daß er sie lebt.

Nicht, wie wir die Vollendung der Automation erreichen, ist die Frage der Zukunft, sondern, wie jeder einzelne, wie die Gesellschaft die Entfremdung überwinden wird und auch den Traum vom Paradies. Das, was wir unter Kultur

verstehen, wird künftighin unser Denken und Planen auszufüllen haben.«

Diese Äußerung Korpatschews haben vor einem Jahr in der Sowjetunion heftige Kontroversen ausgelöst, und die Diskussion darüber ist noch nicht abgeschlossen.

Man mag zu diesen Äußerungen stehen, wie man will; aber Korpatschew hat meines Erachtens klar erkannt, daß die Automation nicht so sehr ein technisches Problem ist, sondern vorrangig ein kulturpolitisches. Denn letztlich gilt es nicht, die Technik zu überwinden – wir müssen mit ihr leben und produzieren –, sondern die Zeit sinnvoll zu nutzen, die uns eben diese Technik schenkt.

[...]

Das Heer der Arbeiterschaft löst sich in Gruppen und Grüppchen auf, sie ziehen nicht mehr am selben Strick. Die Folge ist, daß die Arbeiter untereinander mißtrauisch werden, daß sie dadurch leichter manipuliert werden können, trotz Gewerkschaften. Denn die meisten Gewerkschaftsfunktionäre kennen heute nicht einmal die Sachzwänge, denen ihre Mitglieder ausgesetzt sind. Es kann sich somit die Arbeit der Gewerkschaften nur noch auf tarifpolitische Faktoren beschränken, nicht auf gesellschaftspolitische. Die aber nehmen am Arbeitsplatz ihren Anfang.« Mir scheint, das kann heute auf deutsche Verhältnisse übertragen werden. Die Automation, in ihrer Selbstsucht, fördert in verstärktem Maße das Eigeninteresse. Mit Maschinen kann ich mich nicht solidarisieren, nur mit Menschen, und zuallererst mit denen, deren Sorgen auch die meinen sind. Da aber eine Unterwerfung unter die Sachzwänge die Voraussetzung für den Bestand meiner Existenz ist, sind die Sachzwänge stärker als die Argumente von Interessenvertretern.

Hier wird für die Zukunft ein völlig neues Bild des Arbeiters entworfen. Auch die Gewerkschaften, die sich ja noch

weitgehend an den Verhältnissen des 19. Jahrhunderts orientieren, werden dem Arbeiter immer mehr entfremdet. Nicht mehr die Fleischtöpfe Babylons können das Ziel gewerkschaftlicher Arbeit sein; diese hat sich vielmehr dem Individuum, seinen seelischen Nöten und Verzweiflungen zuzuwenden. Not entsteht heute nicht mehr durch Hunger, sondern durch die totale Machtlosigkeit innerhalb des Apparates.

(1973)



1988

Friseurse

Die einzige Freiheit, die man mir zu Hause gelassen hat, war: Ich durfte mir aussuchen, mit welchem Gegenstand ich geschlagen wurde: mit dem Teppichklopfer, mit der Hundepeitsche oder mit bloßen Händen. Es glaubt mir kein Mensch, wenn ich sage, daß ich zu Hause nur geschlagen wurde, wegen der geringsten Sache bekam ich Prügel: Wenn ich beim Essen kleckerte, wenn ich nicht gleich die Augen zugemacht habe im Bett, wenn ich fünf Minuten später nach Hause gekommen bin, wenn ich auch nur eine Drei im Zeugnis brachte, abgetretene Absätze hatte, eine Laufmasche ... ich kann das alles schon nicht mehr aufzählen. Es verging kaum ein Tag, wo ich nicht wenigstens zwei Ohrfeigen gelangt bekam, und so alle vier Wochen wurde ich regelrecht verprügelt, das war manchmal so schlimm, daß ich oft ein oder zwei Tage von der Schule wegbleiben mußte, mein Vater oder meine Mutter oder beide zusammen hatten mich grün und blau geschlagen.

Anita Kolbe ist 24 Jahre alt, 1948 in Arnsberg im Sauerland geboren, sie arbeitet in Arnsberg in einem Damen- und Herrenfriseursalon, sie hat bei Berufswettkämpfen drei erste Preise gewonnen, sie verdient 800 Mark netto, sie ist verheiratet und lebt von ihrem Mann getrennt, sie bewohnt in einem Neubau eine Mansardenwohnung, zweieinhalb Zimmer mit Bad.

Ich war schon auf der Welt, bevor meine Eltern heirateten, mein Vater war früher bei der Müllabfuhr, er hat sich hochgearbeitet und sitzt jetzt als kleiner Beamter in der Stadtverwaltung, bearbeitet die Hundesteuer, die ganze Stadt hier besteht nur aus Beamten, ist Regierungssitz. Wo man hintritt, nur Beamte, und alles katholisch. Ich habe noch Geschwister, einen Bruder von 14 Jahren, der geht zum Gymnasium, und eine Schwester von 18 Jahren, die ist auf einem Büro in Meschede. Ich kann mich nicht

erinnern, daß die beiden jemals eine Ohrfeige bekommen hätten. Immer bekam ich die Schläge, auch wenn meine Geschwister was ausgefressen hatten und nicht ich. Ich war die Älteste, ich hätte aufpassen müssen. Heute kann ich nicht mehr sagen, wie ich das die Jahre hindurch ausgehalten habe. Wo soll man denn schon hin in so einer Kleinstadt, wo einer den andern kennt, wo der Vater nur einen Gedanken hat: Beamter werden. Ich drehe mich heute um auf der Straße, wenn ich meinen Vater oder meine Mutter kommen sehe, ich kann es nicht sagen, wie ich die beiden hasse. Ich wundere mich manchmal, daß ich sie noch nicht umgebracht habe. Ich kann es nur zu gut verstehen, wenn ich in der Zeitung lese, Sohn oder Tochter hat Vater oder Mutter umgebracht. Ich kann es verstehen. Ich würde die alle freisprechen.

Mit 17 lernte Anita Kolbe, eine geborene Grundler, ihren Mann kennen, sie war im dritten Lehrjahr, und der damals 25 Jahre alte Edwin Kolbe hat sie gleich am ersten Abend entjungfert, und nach acht Wochen stellte sie mit Schrecken fest, daß sie schwanger war. Das war die Zeit, wo sie von ihren Eltern am meisten Prügel erhielt, weil sie jeden Tag zu spät nach Hause kam. Von der Schwangerschaft hat sie ihren Eltern nichts erzählt, sie bat Edwin, daß er sie heirate, der ging auch unter der Bedingung darauf ein, daß sie sich das Kind abtreiben lasse.

Was sollte ich machen. Ich hatte furchtbare Angst vor einer Abtreibung, ich hatte viel darüber gelesen, und dann, in so einem Friseursalon gibt es in einer Stunde mehr Klatsch als in zwanzig Illustrierten in einer Woche zusammen. Was da den ganzen Tag erzählt wird. Nach zwei Jahren kannte ich die Familienverhältnisse der bekanntesten Leute in der Stadt. Edwin hat mich eines Tages nach Essen gefahren zu einer Frau, die hat die Abtreibung vorgenommen. Es war schrecklich, nie wieder, ich war vierzehn Tage krank, aber es hat geklappt. Später hat mir Edwin erzählt, daß er der Frau in Essen dafür hat 500 Mark zahlen müssen. Schönes

Stück Geld. Dann kam die Überraschung: Nie hatte ich für möglich gehalten, daß meine Eltern ihr Einverständnis zur Heirat geben würden, aber sie gaben doch ihre Einwilligung. Die waren richtig erleichtert, als ich ihnen sagte, daß ich heiraten möchte. Die waren von Edwin ganz weg, für sie war er der beste Mann, den sie für mich wünschten. Er wird dich schon klein kriegen, sagte meine Mutter. Das hätte mir zu denken geben sollen. Aber später weiß man alles besser.

Edwin Kolbe arbeitete zu der Zeit als Kellner in einem bekannten Speiselokal in Soest, er verdiente bis zu 2000 Mark im Monat, einschließlich der Trinkgelder. Als Anita Kolbe ihre Lehre zu Ende gebracht hatte, wechselte sie den Salon, nach der Heirat zog sie nach Soest. Sie fanden ein Zimmer und Anita schnell eine Arbeit. Es ging ihnen gut, sie kauften sich einen neuen VW. Nur mit der Freizeit kamen sie nicht klar. Hatte der Mann Dienst im Lokal, besonders an den Abenden, wo es am meisten zu verdienen gab oder an den Sonntagen, saß sie zu Hause. Hatte sie am Montag frei, mußte er arbeiten, hatte er frei, mußte sie arbeiten. Beide hatten einen Beruf, der ihnen kaum gemeinsame Freizeit ermöglichte. Wenn Edwins Gaststätte am Montag geschlossen gehabt hätte, wie die Friseure, dann wäre alles leichter gewesen. Einige Bitten Edwins, ihm montags frei zu geben, wurden von dem Pächter der Gaststätte abgelehnt, und er gab ihm zu verstehen, er könne sich eine andere Arbeitsstelle suchen, die am Montag Ruhetag hat. Das aber wollte er nicht, denn er verdiente weit über Durchschnitt.

Gott, wenn man mit 18 Jahren heiratet, was hat man da nicht für Vorstellungen. Da ist man verliebt, da möchte man zusammen den ganzen Tag im Bett liegen. Und bei mir kam hinzu, daß ich froh war, von zu Hause weg zu sein, keine Schläge mehr, keine brummigen Gesichter, nicht mehr die Schadenfreude der Geschwister, wenn ich eine gelangt bekam. Das erste Jahr für mich war wie ein

ständiger Urlaub, auch wenn ich mit Edwin wenig genug zusammensein konnte, wenn wir aber doch zusammen waren, dann haben wir es genossen. Wir haben es getrieben, wo wir gerade waren. War das eine Zeit. Warum soll man das nicht sagen, ich war ausgehungert, ich wollte satt werden. Kochen konnte ich nicht, das war nicht schlimm, Edwin bekam sein Essen im Lokal. Ich konnte überhaupt nichts, nur frisieren, das aber gut. Die meisten Frauen wollten nur von mir frisiert werden. Wenn eine in den Salon kam, fragte sie sofort: Ist Frau Kolbe frei? Ich bekam auch bald hundert Mark mehr im Monat von meinem Chef, und nach zwei weiteren Monaten wieder hundert Mark, aber dann wußte ich, daß die Aufbesserung weniger auf mein Können zurückzuführen war: Eines Tages langte er mir unter den Rock, als niemand im Salon war. Ich habe ihn geohrfeigt. Zum nächsten Letzten hat er mir gekündigt.

Anita erzählte ihrem Mann, daß ihr die Arbeitsstelle nicht mehr passe, sie werde zu sehr ausgenützt. Sie wollte ihm die wahren Gründe nicht sagen. In einer Kleinstadt wie Soest wollte sie den Arbeitsplatz nicht wechseln. Sie pausierte ein Vierteljahr und suchte in Arnsberg eine größere Wohnung, fand die, die sie heute bewohnt, und trat dann wieder in den Salon ein, in dem sie gelernt hatte. Ihr Mann fuhr jeden Tag mit dem Wagen nach Soest zur Arbeit. Im Salon waren sie froh, sie wieder zu haben, denn die Innungszeitung hatte davon berichtet, daß sie erste Siegerin im Modellfrisieren in Köln geworden war. Das hob ihren Marktwert, und der Besitzer des Salons hängte ihre Urkunde im Damensalon auf, damit sie jeder sehen konnte. Natürlich war ich ein wenig stolz, ich habe den Preis damals genommen, als hätte ich einen dicken Scheck bekommen, in unserer Lokalzeitung stand ein großer Artikel darüber und ein Bild von mir war auch dabei, und auf einmal kam meine Mutter mit ihrem Zuckergesicht, und wer sie nicht kannte, der konnte sich nicht vorstellen, daß

sie auch gleich die Peitsche in die Hand nehmen könnte. Ich habe sie einfach rausgeschmissen, habe ihr gesagt, daß ich sie nie mehr sehen will. Mein Gott, das Geschrei und Gekeife der Frau auf der Treppe, aber meine Vermieter wußten Bescheid, sie sagten ihr, sie solle nicht so durch die Gegend brüllen, und der Hauswirt hat ihr dann Hausverbot gegeben. Das war gut, ich war endlich vor ihr sicher. Beruflich lief damals alles gut. Aber mit Edwin stimmte es plötzlich nicht mehr, er kam immer unregelmäßiger nach Hause, und wenn ich ihn zur Rede stellte, dann sagte er nur, daß viel zu tun wäre in der Gaststätte, die Saison habe angefangen, da kommen nicht mehr die Stammgäste allein, da kommen jetzt immer mehr Fremde nach Soest. Ich habe es geglaubt, bis mir eine Frau im Salon erzählte, sie habe Edwin mit einem Mädchen in seinem Wagen auf einem Waldweg bei Wickede gesehen in unzweideutiger Situation. Ich wollte es einfach nicht glauben, weil ich die Klatschsucht der Frauen im Salon kenne, die intimsten Dinge werden da erzählt und oft mit viel Gehässigkeit. Vierzehn Tage habe ich gewartet, dann erst habe ich ihn zur Rede gestellt, weil er weiterhin unregelmäßig nach Hause kam, immer erst gegen Morgen, wenn ich schon bald wieder aufstehen mußte. Er gab mir keine Antwort, er fiel einfach über mich her, er hat mich so furchtbar verprügelt, daß ich dachte, er will mich fertig machen. Mein Vater und meine Mutter waren da noch zärtlich. Er hat auf mich eingeschlagen und dabei immer gekeucht: Du Hure, du Saustück, du verdammtes Luder, du Dreckstück.

Drei Wochen mußte Anita krankfeiern, sie hatte geschwollene Augen, Prellungen, Blutergüsse. Ihr Mann war von dem Tag an nicht mehr in die Wohnung zurückgekehrt, er blieb in Soest, nach einem halben Jahr hat er sich wieder gemeldet, er bot ihr die Scheidung an, aber sie lehnte ab, sie wollte damals noch, daß er zurückkommt. Dann wartete er eines Tages vor dem Salon auf sie mit einem Mädchen, das

er als seine Braut vorstellte, er bat Anita, daß er mit in die Wohnung dürfe, um seine restlichen Sachen abzuholen.

Dagegen war nichts einzuwenden, ich sagte zu, schon deshalb, weil ich auf das Mädchen neugierig war. Es klingt unglaublich, aber es ist wahr, kaum waren die beiden in der Wohnung, da riß Edwin dem Mädchen buchstäblich die Kleider vom Leib, und ehe ich überhaupt begriff, was vorgeht, da lagen die beiden im Wohnzimmer auf dem Teppich und trieben es miteinander, und ich wußte nicht, soll ich schreien, soll ich hinsehen oder nicht. Ich bin einfach weggelaufen, ich saß unten in der Wohnung bei den Hausleuten und habe geheult und habe ihnen alles erzählt. Da ging der Mann die Treppe hoch. Nach ein paar Minuten hörten wir ein furchtbares Gepolter, ich sprang auf und lief in den Flur. Der Hauswirt hatte die beiden einfach die Treppe runtergeworfen. Als ich beide mit ihren nackten Ärschen im Flur vor meinen Füßen liegen sah, da mußte ich lachen. Ich weiß nicht mehr, wie ich die Zeit überstanden hätte, wären die Hausleute nicht gewesen, die haben sich rührend um mich gesorgt. Nach ein paar Tagen schickte ich die restlichen Sachen meines Mannes an seine Soester Adresse. Mein Hauswirt ließ andere Schlösser an den Türen anbringen, weil Edwin seine Schlüssel nicht abgegeben hatte. Seit dem Tage habe ich Ruhe vor ihm, ich war damals gerade zwanzig Jahre alt. Das Kapitel ist abgeschlossen.

Anita Kolbe blieb in der Wohnung, für die sie 116 Mark bezahlen muß, 48 Quadratmeter, relativ billig in so einer Beamtenstadt. Sie heizt ihre Wohnung mit elektrischen Speichergeräten, in ihrer Freizeit liest sie viel, sie kaufte sich einen Citroen 2 CV und einen Plattenspieler, sie hört beim Lesen Musik, leichte klassische, sie hat keine feste Freundin, sie lädt sich manchmal jemanden nach Hause ein, für Sonntag oder Montag, wenn sie frei hat, dann gibt es Kaffee und Gebäck, nicht viel Aufwand, sie wird von ihren Kolleginnen beneidet, weil sie es aus eigener Kraft geschafft

hat, allein zu leben, mit ihrem Geld auszukommen, niemandem Rechenschaft geben zu müssen.

Man kann sich das Leben allein ganz gut einrichten, auch wenn man so jung ist wie ich, und wenn man es so gehabt hat, wie ich es zu Hause gehabt habe, vielleicht deshalb. Meine Schwester schaut manchmal rein, auch mein Bruder, wenn er am Montag von der Schule nach Hause geht, sie beneiden mich, aber ich weigere mich strikt, wieder nach Hause zu kommen, auch nicht für einen Fünfminutenbesuch. Auch das Kapitel ist abgeschlossen. Ich will keine Reden hören, ich höre im Salon genug, es ist zum Auswachsen, was man da zu hören bekommt, im Frauensalon ist es am schlimmsten, ich wollte es nicht glauben, dachte, es wäre ein Vorurteil, aber Frauen können ihre Schnauze nicht halten. Wie die über ihre Männer herziehen, und zu Hause sind sie wahrscheinlich das schnurrende Kätzchen. Wenn die Männer wüßten, wie über sie gesprochen wird: Geiler Bock, Versager, Schlappschwanz, das sind noch die harmlosesten Ausdrücke, die genießen sich überhaupt nicht, ob ich zuhöre oder nicht, meistens fangen die erst zu erzählen an, wenn sie sicher sind, daß ich auch zuhöre.

Im Jahre 70 und 71 holte sich Anita Kolbe zwei weitere erste Preise im Modellfrisieren, und es wurde ihr nahegelegt, die Meisterprüfung abzulegen. Sie zögert. Nicht wegen der zusätzlichen Ausbildungszeit und der damit verbundenen Opfer. Wenn sie in einem Fremdbetrieb Meisterin ist, bekommt sie auch nicht viel mehr Lohn, und einen eigenen Salon aufmachen, dafür müßte sie Kredit aufnehmen, was sie nicht will, denn gerade das Friseurgeschäft ist zu sehr von der Mode abhängig.

In der Stadt hier haben im vergangenen Jahr zwei Friseure geschlossen. Verständlich. Die jungen Leute lassen sich ihre Haare wachsen, gehen höchstens zweimal im Jahr zum Friseur, die jungen Mädchen schneiden sich gegenseitig die Haare, was bleibt, sind die Beamten und ihre Frauen und

die Arbeiter von einem bestimmten Alter an, die sich lange Haare im Betrieb nicht leisten können, und die Heimwelle hat auch viele Kundschaft abgezogen. Oder aber, die Leute kommen nicht mehr so oft, auch verständlich. Ein bißchen an den Haaren rumputzen, waschen, legen, da sind die Leute schon 20 Mark los. Wer kann das schon, entweder Wohlhabende, aber die können es sich auch leisten, sich die Haare wachsen zu lassen, oder solche, die lieber nichts fressen, nur damit der Kopf geschniegelt aussieht. Es gibt viele Beamtenfrauen, die leben über ihre Verhältnisse, weil sie meinen, daß sie immer proper aussehen müßten, um damit vielleicht die Beförderung des Mannes zu beschleunigen. Je weniger Figur die Frauen haben, je weniger sie nach einer Persönlichkeit aussehen, desto öfter laufen sie zum Friseur, als ob die Frisur von einer unansehnlichen Figur ablenken könnte. Ich habe noch nie erlebt, daß sich die Leute im Salon über was Vernünftiges unterhalten haben, nur über Haushalt, über Mode, Frisur, Urlaub, den letzten Mord und über neue Autos und vor allem, über die Wichtigkeit der Stellung ihrer Männer. Ich bin bei den Jusos, ich brauche das, ich brauche junge Menschen um mich, die auch mal was anderes erzählen, nicht nur den täglichen Aufwasch, ich bin auch aktiv bei den Jusos. Da gibt es nicht wenige in dem schwarzen Nest hier, die nennen mich die rote Anita. So ein Quatsch. Wenn sich einer hier politisch betätigt, mal Flugblätter verteilt, auf Versammlungen fragt, dann hat er gleich einen roten Stempel. In dem Beamtenkaff hier ist alles rot, was nicht schwarz ist.

Im Salon ihres Arbeitgebers hat sie absolute Autorität. Wenn sie einer Frau rät, sich die Haare so oder so schneiden und legen zu lassen, dann nehmen das die Frauen ohne Überlegung an. Sie hat Geschmack, und sie ist bekannt, weil sie drei Preise geholt hat. Der Besitzer hat in den beiden letzten Jahren, seit Anita Kolbe bei ihm ist, immer mehr Kundenzulauf. Jetzt kommen auch junge Mädchen

in den Salon, um sich von ihr beraten zu lassen, wie sie die Haare tragen sollen, damit sie zum Typ passen.

800 Mark ist in der Branche gut bezahlt, aber ich habe meinem Chef schon zu verstehen gegeben, daß ich in einer Großstadt mindestens tausend Mark verdienen kann. Er druckst dann rum, er weiß nicht so recht, ob ich das ernst meine oder nicht, ich bin überzeugt, daß er mir bald tausend Mark geben wird, er weiß, was er an mir hat, ich wäre dumm, wenn ich das nicht ausnützte. Er will verdienen, ich auch. Ja, das Sexuelle ist schon ein Problem. Ich bin jung, ich bin nicht zum Verzichten geboren. Ich gehe schon mal mit einem Jungen auf dessen Bude, bleibe die halbe Nacht, manchmal auch bis zum Morgen, wenn es schön ist, meistens sind es welche aus unserer Jusogruppe. Was ist schon dabei. Ich weiß, daß sie hinter meinem Rücken flüstern: Die ist leicht zu haben, die Anita ist kein Kostverächter. Ich versteh das nicht, denn niemand macht dem andern einen Vorwurf, wenn er ab und zu ein Schnitzel ißt und das immer woanders. Aber ich nehme nicht jeden, er muß mir schon sympathisch sein. Manchmal hält so etwas ein paar Wochen, manchmal war es nur ein Nachtausflug.

Sie will allein bleiben. Nach einem Vater, der sie siebzehn Jahre lang ohne ersichtliche Gründe schlug, und einem Mann, der sie verprügelte und sie in der eigenen Wohnung mit einer anderen betrog, will sie jetzt ihr Leben so leben, wie sie glaubt, daß es richtig ist: Für sich leben und arbeiten, sich politisch betätigen, frei sein von Bindungen aller Art, über sich selbst und die freie Zeit bestimmen können. Aber sie hat Kummer mit ihren Beinen, sie sucht jeden Monat einmal den Arzt auf, sie befürchtet, Krampfadern zu bekommen, denn ihr Beruf zwingt sie, den ganzen Tag zu stehen.

Meine Beine, das weiß ich, sind das Beste an mir. Da muß ich aufpassen, denn die Beine sind das wichtigste in meinem Beruf. Wer nicht mehr stehen kann, der kann auch

den Beruf nicht mehr ausüben. Ich nehme Medikamente, so was gibt es heute schon, zur Vorbeugung. Und doch denke ich mit Schrecken daran, wenn ich vielleicht mit dreißig nicht mehr stehen kann, dann müßte ich mich für eine sitzende Arbeit entscheiden, ich habe mir das schon mal überlegt. In das Büro der Partei – es wurde mir auch schon angeboten, aber was verdiene ich da. Ich schiebe die Entscheidung vor mir her. Noch spüre ich meine Beine nicht, und wenn ich mal Haare mit chemischen Mitteln behandeln muß, trage ich Gummihandschuhe. Man weiß ja nie, was die Firmen so anbieten. Der Chef nimmt alles, wenn es Werbepackungen sind. Die kosten kein Geld. Mancher Kunde muß bezahlen, was der Chef umsonst bekommen hat. Der Chef stöhnt über die vielen Steuern. Das mag ja stimmen, aber er hat auch eine Goldgrube mit seinem Salon. Er fährt einen Mercedes und hat sich vor einem Jahr ein Haus gebaut, oben am Arnsberger Wald, da sind die Grundstücke bestimmt nicht die billigsten. Ich konnte mir nur einen Plattenspieler kaufen und einen 2 CV. Jeden Monat kaufe ich mir eine LP und zwei, drei Taschenbücher. In meine Wohnung muß ich ja auch ab und zu was kaufen, Geschirr, Gläser, Möbelstücke, und dann muß man als Friseur gut gekleidet gehen, das gehört einfach zum Beruf. Der Chef drückt mir ab und zu einen blauen Schein in die Hand, damit ich mir neue Kleider kaufe, das darf die Chefin nicht wissen, die ist hinter dem Pfennig her wie der Teufel hinter der Seele. Mir sagt sie ja nichts, aber die anderen Mädchen hetzt sie ganz schön rum, besonders die Lehrmädchen. Dafür hetze ich die Mädchen auf, daß sie sich nicht alles gefallen lassen, aber das sind doch dumme Puten, die haben nur Männer im Kopf, Feierabend, Kino, Diskothek, in der Ecke stehen, knutschen, die wissen doch nicht mal, daß der Barzel von der CDU ist und der Brandt von der SPD, falls sie die beiden überhaupt kennen, die lesen Sexy und Quick und Lore-Romane und abends sehen sie Fernsehen, wenn so

eine Heulboje jault. Am liebsten würden die mit Udo Jürgens ins Bett gehen.

Sie sollte zur Delegierten gewählt werden für den Jusokongreß in Oberhausen. Sie lehnte ab, ihr fehlt dafür die nötige Zeit, ihren Urlaub kann sie nicht anreißen. Es kann niemand wundern, daß bei diesen Kongressen Schüler, Studenten und Angestellte, die einen großzügigen Chef haben, die überwiegende Mehrheit bilden. Arbeiter werden selten von ihren Arbeitgebern dafür beurlaubt.

Bei unseren Versammlungen oder Zusammenkünften habe ich mich dauernd mit den höheren Schülern und mit den Studenten von der Ingenieurschule in der Wolle, die reden manchmal einen Stuß zusammen. Habe manchmal den Eindruck, die leben ganz woanders, wenn sie mit ihren Ansichten und Forderungen kommen. Die Forderungen mögen ja stimmen, aber wie soll man sie durchsetzen, wenn man den primitivsten Alltag nicht kennt. Ja, ich gebe zu, daß ich erst dann zu lesen angefangen habe, als ich zu den Jusos kam, weil ich da bald merkte, daß da eine Sprache gesprochen wird, die ich bis dahin nicht gesprochen habe. Dann habe ich mir ein kleines Fremdwörterbuch gekauft, und wenn einer gesprochen hat, auch jetzt, wenn einer spricht, dann schlage ich das Buch immer heimlich auf, damit ich nachlesen kann, was das Wort auf deutsch heißt. Ich habe richtiggehend Fremdwörter gelernt, wie Kinder in der Schule Vokabeln einer anderen Sprache lernen müssen. Das ist mir gar nicht so leicht gefallen, ich verwechsle auch heute noch manchmal gleichklingende Wörter. Ich hätte den Fatzkes paar in die Fresse hauen können, als sie mich früher in aller Öffentlichkeit berichtigten, wenn sie dazwischen riefen: Es heißt Opponent und nicht Opportunist, liebe Genossin Anita. Dann lief ich nach der Versammlung nach Hause und sprach die beiden Wörter vor mich hin, bis ich sie richtig aussprach und bis ich wußte, was sie bedeuteten.

Anita Kolbe gehört zu den vielen tausend jungen Arbeitern, die durch ihre politische Betätigung mit einer Sprache in Berührung gekommen sind, die weder im Elternhaus gesprochen, noch in der Volksschule erlernt wird; was sie trennt von denen, die im Elternhaus diese Sprache sprechen oder später auf höheren Schulen und Universitäten lernen, ist nicht die gemeinsam verstandene Sache oder aber Ideologie, das ist einzig und allein die Sprache. Viele junge Arbeiter springen wieder ab, weil sie an der Sprache der anderen verzweifeln oder aber an der Herablassung derer, die diese Sprache beherrschen. Auch Anita Kolbe hatte diese Schwierigkeiten, auch sie verzweifelte oft.

Ich habe mich durchgebissen, ich sagte mir, was die können, das kannst du schon lange. Da habe ich zu büffeln angefangen. Manchmal brauchte ich Tage, um so eine Parteibroschüre zu lesen oder eine Seite von den Büchern, die ich mir jetzt kaufe, ich mußte immer wieder im Wörterbuch nachschlagen, was das und das heißt und was es bedeutet. Ich habe jetzt gegen die Hochnäsigen eine andere Waffe, ich halte ihnen einfach vor, ob sie schon mal gearbeitet haben und was sie tun werden, wenn sie einmal arbeiten müssen. Die haben von den einfachsten Dingen keine Ahnung. Jetzt ist es schön so, daß sie sagen: Fragen wir mal Anita. Man kriegt die ganz schön kirre, wenn man ihnen vorhält, daß sie auch nicht mit einem Haufen Wissen auf die Welt gekommen sind. Dann frotzeln sie noch was, aber sie stecken zurück. Es macht sich ja keiner einen Begriff, was es heißt, acht Klassen Volksschule, zu Hause die Hölle, ganz jung geheiratet und im Salon auch keinen Nachhilfeunterricht, nur das widerliche Gequatsche der Frauen, die nicht ausgefüllt sind. Da muß man was tun, da muß man auf viel verzichten. Ich habe keinen politischen Ehrgeiz, aber ich weiß, daß es so nicht bleiben kann, wie es ist. Das merkt man in der Großstadt vielleicht nicht so, das merkt man hier in dem Beamtennest, das so schwarz ist, daß immer noch der Pfarrer das Sagen hat, wo man jeden

Sonntag in die Kirche läuft, wo man sich bemerkbar macht, damit der andere einen ja nicht übersieht. Wenn ich diese Heuchelei sehe. Meine Eltern, die knieten und beteten in der Kirche und riefen den lieben Gott für was weiß ich zum Zeugen an, und dann verdroschen sie mich zu Hause, und dann kamen Worte wie Hölle und Teufel. Bleib mir einer mit der Kirche vom Hals, das ist nicht der Tempel Gottes, das ist der Tempel, wo man lernt, mit zwei Zungen zu reden. Ich bin ausgetreten an dem Tag, an dem ich bei den Jusos eintrat.

Ihr Chef wird manchmal von Kunden darauf angesprochen, daß seine beste Kraft die rote Anita genannt wird, aber er lügt den Kunden was vor und sagt: Aber in der Kirche ist sie. Wenngleich er es besser wissen müßte, weil er ihr ja keine Kirchensteuer abzieht. Er fürchtet aber, wenn es bekannt wird, daß Anita nicht mehr in der Kirche ist, Kunden zu verlieren, vielleicht noch die besten. Er legt dann immer seine Hände auf die Brust und beteuert: Sie kennen mich. Wenn ich das sage, dann stimmt es. Die Kunden glauben ihm nicht und kommen trotzdem.

Meine Hausleute wählen CDU, das weiß ich, das betont der Mann immer. Er weiß auch, daß ich bei den Jusos bin, er sagt, das interessiere ihn nicht. Er sagt: Sie sind ein anständiges Mädchen, und die Politik wollen wir raushalten. Abends laden sie mich manchmal zum Fernsehen ein, zu einem eigenen Apparat habe ich es noch nicht gebracht, dann diskutieren wir manchmal. Da ist es dann so, daß bei einer politischen Sendung eben die CDU immer recht hat für ihn, und ganz egal, was gesagt wird, der Willy Brandt hat immer unrecht. Ich habe es jetzt aufgegeben, ich sage nichts mehr, ich wundere mich nur manchmal, wie Leute schon mit einer Meinung geboren werden und im Laufe ihres Lebens nie unsicher werden, ob das und das wirklich richtig ist. Für meine Hausleute ist alles richtig, was von der CDU und was vom Pastor kommt. Das macht das Leben in so einer Kleinstadt so unerträglich. Mein Hauswirt geht

kegeln, er ist im Schützenverein, und er hat seinen Stammtisch, so läuft das bei denen, da machen sie sich gegenseitig was vor, und trotzdem schauen sie geil hinter einem kurzen Rock her, und ich merke doch, wenn ich die Treppe hochsteige, wie er unten stehenbleibt und wie ihm die Augen aus dem Kopf fallen.

Aber Anita Kolbe hat es bei den Vermietern verhältnismäßig gut getroffen, sie lassen sie allein. Ihr weniger Besuch wird nicht beanstandet, auch wenn er Lammfellmäntel trägt, die Männer in langen Haaren kommen und modischen Schmuck um den Hals, die Frauen um die Stirn ein Indianerband.

Ich hätte es schwieriger haben können, bei anderen Vermietern läge ich vielleicht schon auf der Straße. Mein Hauswirt ist irgend so ein halbhoher Tier an der Regierung. Kinder haben sie nicht, die Frau sitzt stundenlang beim Friseur.

Vor einem Vierteljahr hat sich Anitas Mann wieder gemeldet, aus Duisburg, er ist dort in einem Hotel Oberkellner, er besteht auf der Scheidung. Jetzt ist sie dazu bereit, denn weder die Ehe noch die Trennung haben ihr irgendwelche Vorteile gebracht, außer, daß sie in Lohnsteuerklasse zwei ist. Wenn ich geschieden bin, dann werden vielleicht ein paar hinter mir her sein, so paar Graumelierte, die scharf auf mich sind, die geilen Böcke, eine andere hätte wahrscheinlich schon ja gesagt, für viele Mädchen ist das die Lösung der Zukunft, gutes Auskommen, und für das Bett sucht man sich was Jüngerer. Nichts für mich, ich habe meine Freiheit, das ist mehr wert als alles andere. Vielleicht sollten Frauen überhaupt nicht heiraten, wenn sie vorher doch schon wissen, daß die Männer über sie herrschen werden. Neulich traf ich meine Mutter auf der Straße, ich konnte ihr nicht mehr ausweichen, die stierte mich an und sagte: Kürzer kannst du wohl nicht mehr gehen. Doch, sagte ich und zog meinen kurzen Rock über den Hintern hoch, so daß sie meine Schlüpfen gesehen hat. Na, die hat vielleicht

reagiert, die ist bald in Ohnmacht gefallen, und dabei würde das Miststück lieber heute als morgen mit einem jungen Bengel ins Bett steigen.

Anita fährt seit ihrer Trennung jedes Jahr mit ihrem Wagen in Urlaub, an die See, in die bayrischen Alpen. Manchmal legt sie es auf Abenteuer an, manchmal wird sie von den Abenteuern eingeholt.

Die Männer sind ja dämlich, da braucht man nur mit dem Hintern zu wackeln, dann fangen die schon zu zittern an. Und wie ich mit meinem Hintern wackle. Einfach ein Genuß, wenn man sieht, wie die dann zu schwitzen anfangen. Sogar einen vom Bundestag habe ich da mal rumgekriegt, der hat auch Urlaub gemacht in Greinau, den Kerl hatte ich so weit, der lag dann eines Nachts vor meinem Bett auf den Knien und hat gejammert und mir gesagt, er würde meinetwegen die Partei wechseln, wenn er nur zu mir ins Bett dürfe. Ja, das gibt es, ich wollte es nicht glauben, und dann hört und liest man, daß da einige aus Gewissensgründen die Partei wechseln, muß ich nur lachen, die haben wahrscheinlich ihr Gewissen zwischen den Beinen oder auf einem Bankkonto. Eigenartigerweise bin ich nach dem Urlaub wieder froh, wenn ich in die Stadt zurückkehren kann. Komisch, obwohl mich die Stadt ankotzt.

Anita Kolbe, in Arnsberg die rote Anita genannt, Könnerin in ihrem Fach, lebt das Leben einer jungen Frau, die von der Ehe enttäuscht wurde und im Beruf ihre Sicherheit gefunden hat. Sie nimmt sexuelle Dinge hin wie Apfelkuchenessen oder Ein-neues-Kleid-kaufen, sie ist eine Schönheit, aufregend und reizvoll. Sie weiß, daß einige Leute sie fürchten: nicht ihrer politischen Betätigung wegen, sondern weil ihr im Salon manche Intimitäten zugetragen werden. Die wissen das, und trotzdem quatschen sie munter drauf los. Ich habe manchmal wirklich zu tun, mir das Lachen zu verbeißen, die sind ja so dumm, die sagen: Frau Kolbe, das erzähle ich nur Ihnen, ich weiß, daß Sie verschwiegen sind. Ich bin ja auch verschwiegen. Was wäre wenn? Wenn ich

was sagen sollte, diese Gesellschaft hängt zusammen wie Pech und Schwefel, eine zusammengefügte Gesellschaft ist das. Da habe ich meine Erfahrungen. Die laufen jeden Sonntag in den Tempel und singen Halleluja und sind ehrenwerte Leute. Ich habe meinen Spaß dabei, vielleicht ziehe ich deshalb in keine Großstadt, weil ich an die Klatscherei hier gewöhnt bin, weil man die Leute alle kennt, über die gequatscht wird, und da kann man selber sein bißchen Gift noch verspritzen.

Anita Kolbe hat sich eine gewisse Macht geschaffen, als kleine Friseurin in einer Beamtenstadt, vielleicht eben nur in einer Beamtenstadt. Es gibt einige, die steigen ihr unverhohlen nach, sie spielt mit ihnen, sie hat sich eine Freiheit erkämpft, die einer Narrenfreiheit gleichkommt. Sie kann tragen, was sie will, auch das Ausgefallenste, die Frauen finden es schick. Andere würde man auslachen. Sie kann sich das leisten.

Ich habe doch meinen Spaß bei der Sache, es ist schon so weit, daß mich das Scheißvolk am Sonntag zum Essen einlädt. Ich werde mich hüten, da hinzugehen, auch wenn ich vor Neugierde platze. In den letzten Jahren haben hier immer mehr SPD gewählt, vielleicht ist das auch ein bißchen mein Verdienst, vielleicht, weil die Frauen mich mögen oder fürchten. Ich bin zufrieden. Ich habe zu Hause nur die Freiheit gehabt zu wählen zwischen Teppichklopfer, Hundepetische und bloßen Händen. Das vergißt man nicht. Es gibt etliche in der Stadt, die küssen mir die Hand. Ich laß sie mir küssen, aber irgendwann einmal beiße ich zu.

(1973)

Kapituliert oder befreit?

Für einen Teil unserer Bevölkerung gilt der 8. Mai 1945 als Tag der bedingungslosen Kapitulation, für andere wieder ist es der Tag der Befreiung vom Faschismus. Ich gehöre zu denen, die in der Kapitulation ihre Befreiung sehen. Wie oft erinnerte ich mich in den letzten Jahren an Erich Kästners Gedicht, das ja schon nach dem ersten Weltkrieg geschrieben wurde: Wenn wir den Krieg gewonnen hätten ... Hätten wir ihn gewonnen, wäre ich heute vielleicht Besatzungsoffizier in Moskau oder Paris oder nicht mehr am Leben. Aber Gott sei Dank ... gewannen wir ihn nicht. Ich kam 1933 in die Schule, ich wurde also im braunen Staat unterrichtet und erzogen, früh jedoch wurde mein Blick geschärft für eine Umwelt, für die Gesellschaft, in der ich erzogen wurde, vor allem ab 1938, als mein Vater ins KZ kam.

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß in diesem Jahr 1975 in der Bundesrepublik mehr des Schriftstellers Thomas Mann gedacht wird als der Wiederkehr der Befreiung vom Faschismus. Faschismus ist gleich Massenmord.

In der DDR hat der Börsenverein des Buchhandels eine Liste von Büchern veröffentlicht, die jeder gelesen haben sollte oder doch lesen mußte, um das unmenschliche System, das zwölf Jahre lang Europa und die Welt in Schrecken versetzte und 30 bis 40 Millionen Menschen das Leben kostete, begreifen zu lernen.

Wir müssen uns klar darüber sein, daß wir unsere Vergangenheit nicht abschütteln können nach den Worten des früheren Kanzlers Erhard, daß nämlich die Nachkriegszeit vorbei ist. Das ist schlicht politisch dumm, denn wir müssen uns stets unserer Vergangenheit bewußt sein, ob sie uns nun paßt oder nicht, ob wir auf sie stolz sind oder uns ihrer schämen müssen, nach den Worten von George Santayana, die im Museum in Dachau zu lesen sind: »Wer sich des

Vergangenen nicht erinnert, ist verurteilt, es noch einmal zu erleben.«

Manche Leute hierzulande gebärden sich so, als habe es diese Vergangenheit nie gegeben, oder aber es sind nur Schauermärchen der Sieger von 1945, und anarchistische Gruppen – wie zuletzt die Lorenz-Entführer in Berlin – locken mit ihren völlig unpolitischen Aktionen, locken den Faschismus in unserem Lande aus allen Löchern. Wir können in diesen Tagen auch erfahren, wie es um jene Politiker bestellt ist, die ein lautes Geschrei um die innere Sicherheit entfachen in unserem Lande, und dabei die Erfahrungen unserer Vergangenheit bewußt verschweigen. Zu ihren Worten, ihren Forderungen kann man nur ein Wort William Faulkners zitieren: »Das Vergangene ist nicht tot, es ist nicht einmal vergangen.« Nicht für Strauß⁶, nicht für Dregger⁷ und deren Gesinnungsfreunde?

Sicher wird sich Auschwitz nicht wiederholen, der Faschismus hat viele Gesichter, und Faschisten als solche heute zu erkennen ist schwer, es ist nicht so einfach wie früher, wo sie ihr Abzeichen am Rockaufschlag trugen und damit ihre Weltanschauung zur Schau stellten, aber der Schrei nach der Todesstrafe, den der Kopf-ab-Jaeger⁸ aus Bayern wieder

⁶ Franz Josef Strauß war zu dieser Zeit wirtschafts- und finanzpolitischer Sprecher der CDU/CSU-Fraktion im Bundestag und hatte in einer Rede beim Politischen Aschermittwoch 1975 die SPD-geführte Bundesregierung bezichtigt, »einen Saustall ohnegleichen angerichtet« zu haben, eine Äußerung, die einen Rechtsstreit nach sich zog.

⁷ Alfred Dregger war zu dieser Zeit Mitglied im Vorstand der CDU/CSU-Bundestagsfraktion. Sehr umstritten waren seine Äußerungen zur Rolle der Wehrmacht im Nationalsozialismus. Auf Dregger geht der Slogan *Freiheit statt Sozialismus* zurück, mit dem die CDU bei der Bundestagswahl 1976 in den Wahlkampf zog.

⁸ Richard Jaeger, CSU-Politiker, *16. Februar 1913 in Berlin, †15. Mai 1998 in München. Jaeger war in den 1960er Jahren

anstimmt, sollte uns mehr als nur nachdenklich werden lassen.

Für eine größere Prosaarbeit, die ich in den letzten Monaten schrieb, und vor allem nach einem Arbeitsaufenthalt in Israel, las ich wieder einmal dieses schöne und schreckliche Buch von Jean-Francois Steiner: »Treblinka – die Revolte eines Vernichtungslagers«.

Das Buch ist in der BRD, soweit ich mich erinnere, untergegangen im Literaturbetrieb, als es 1966 im Stalling-Verlag erschien. In England, Frankreich und Italien war es der große Erfolg. Die Deutschen hatten andere Sorgen, sie haben immer dann andere Sorgen, wenn es darum geht, daß sie sich ihrer Geschichte bewußt werden müssen, die keine Ruhmesblattkapitel enthält. Steiner schildert in seinem Buch, das mehr Roman als Dokumentation ist, Aufbau, Funktion, Arbeitsweise, Niedergang und letztlich die Revolte der übriggebliebenen tausend Häftlinge. Der Roman basiert auf Dokumenten und Aussagen der wenigen, die der NS-Hölle entkamen. Das waren nur ein Dutzend Juden. Sie genügten aber, und das war der Zweck der Revolte, der Nachwelt zu beweisen, was dort geschehen ist. Ich kann diese Grausamkeit, Verachtung des Lebens, Sadismus und Folter mit meinen eigenen Worten nicht wiedergeben. Ich dachte beim Lesen immer nur, was sind die Bücher des Herrn de Sade doch für Kindergeschichten dagegen.

In Steiners Buch gibt es eine Stelle, die so schrecklich ist, daß man sie an höheren Schulen lesen sollte, um zu verdeutlichen, welche unaussprechlichen Kapitel unsere Geschichte hat, die in Schulen nicht vermittelt werden. Es geht darum, daß Himmler, nach einem Besuch des Lagers

durch sein öffentliches Eintreten für die Abschaffung des Artikels 102 Grundgesetz und damit für die Wiedereinführung der Todesstrafe für Mord und andere Kapitalverbrechen bekannt geworden.

Treblinka, den Befehl gab, die fast eine Million vergaster und verscharfter Juden, wieder auszubaggern und dann zu verbrennen, um der anrückenden Roten Armee keine Beweise von der Existenz eines Vernichtungslagers zu hinterlassen. Die Asche der verbrannten Leichen sollte verstreut werden. Das war damals nicht so einfach, Gasöfen zum Verbrennen solcher Massen von Menschen gab es noch nicht, Benzin war knapp und auch unwirksam, der Techniker des Todes, Herbert Floß, wußte nur, daß die Körper selbst zum Brennen gebracht werden mußten, wenn innerhalb der gesetzten Frist eine Million Leichen zu Staub zerfallen sollten. Nach tage- und nächtelangem Grübeln und praktischen Versuchen hatte er die Lösung gefunden, wie die Leichen auf dem Eisenrost zu stapeln waren, damit sie mit wenig Brennstoff sich selbst zerstörten. Ich zitiere wörtlich: »... am nächsten Tag gab Herbert Floß sein Geheimnis preis: Die Zusammensetzung des musterhaften Scheiterhaufens. Wie er erklärte, brannten nicht alle Leichen gleichmäßig. Es gab gute und schlechte Leichen, feuerfeste und leichtentzündliche. Die Kunst bestand darin, die guten zur Verbrennung der schlechten zu benutzen. Nach seinen Forschungen brannten alte Leichen besser als neue, dicke besser als magere, Frauen besser als Männer, und Kinder zwar schlechter als Frauen, aber besser als Männer. Daraus ergab sich, daß alte Leichen von dicken Frauen ideale Leichen darstellten ... immer höher züngelten die Flammen und leckten an den Leichen ... allen stockte der Atem, den Deutschen aus Spannung und Ungeduld, den Häftlingen aus Bestürzung und Entsetzen ... Herbert Floß sah, daß es gut war, er rieb sich die Hände und rief: Tadellos, tadellos!... ein höllisches Schauspiel, Herbert Floß strahlte. Das Aufflammen der Scheiterhaufen war das schönste Ereignis seines Lebens.«

Und das dieses Systems, muß da wohl hinzugefügt werden. Ich gestehe, daß mich kaum eine Passage in einem Buch über das Dritte Reich so aufgewühlt hat, wie diese des an

Schrecklichkeiten nicht armen Buches von Steiner, das man hierzulande zur Pflichtlektüre erklären müßte, um vor allem einer jungen heranwachsenden Generation die Geschichte ihrer Väter vor Augen zu führen. Ich hatte das Buch vor einem Jahr meiner Tochter zu lesen gegeben. Nach Wochen erst brachte sie mir das Buch wieder, sie sagte, es hat deshalb so lange gedauert, weil sie oft weinen mußte und manchmal sich sogar übergeben. Und sie sagte: Daß Menschen solche Bestien sein können.

Wie doch die Geschichte läuft! In Tel Aviv bezichtigte mich ein Student des Antisemitismus, nur weil ich in einer Diskussion zu sagen wagte, Israel muß jetzt mit den Arabern Frieden schließen, denn die Zeit arbeitet gegen Israel. Er aber vertrat die Überzeugung, nicht er allein, Friede mit den Arabern werde erst dann sein, wenn die Araber noch einmal durch einen Krieg besiegt werden, auf daß sie sich nie mehr erheben werden.

Ich habe noch Hitlers Worte im Ohr, 1941 war es, als er schrie: ... und daß sich der Gegner nie mehr erheben wird ... (Er meinte die Sowjetunion.)

Wenn in diesen Tagen die Diskussion um die innere Sicherheit unseres Staates ihre Wellen schlägt, dann steht im Hintergrund dieser Diskussion – zumindest von einigen CDU/CSU-Politikern – die Forderung, den politischen Gegner zu vernichten. Das aber konnten schon die Nazis bis zur Perfektion, nach dem Schlagwort: Willst du nicht mein Bruder sein, dann schlag ich dir den Schädel ein. Von der Todesstrafe zum Polizeistaat ist nur ein Schritt.

Ich habe vor Leuten wie diesem Kopf-ab-Jaeger Angst, wenn sie vielleicht einmal in diesem Lande Innenminister werden sollten. Sie erheben sich über Nacht zum Polizeiminister. Und in meiner Kneipe hörte ich in den Tagen der Lorenz-Entführung: Hitler hätte da ganz anders aufgeräumt.

Es ist zum Verrücktwerden. Ordnung heißt bei vielen Leuten nichts anderes als Friedhofsruhe, denn erst wenn das

Volk in Ketten liegt, die Unbequemen hinter Gittern sitzen oder unter dem Fallbeil enden, dann ist Ruhe und Ordnung – wobei sie unter Ordnung immer Unterordnung verstehen.

Lernt man in diesem Land eigentlich nie etwas dazu? Wahrscheinlich deshalb nicht, weil man nur zu bereitwillig die Geschichte verdrängen will und sich sagt: Damit hatten wir nichts zu tun, das waren die anderen. Natürlich, immer wären es die anderen. Wie Hohn klingen mir die Worte vom unbequemen Staatsbürger im Ohr, wie Blasphemie die Worte, die von der Gleichheit vor dem Gesetz sprechen, wenn man die Hexenjagd, die Intimschnüffelei in Baden-Württemberg verfolgt, wo sogenannte Verfassungsfeinde vom öffentlichen Dienst ausgeschlossen werden. Hier ist doch die Frage zu stellen: Wer ist denn eigentlich Verfassungsfeind, der Bewerber oder der Innenminister in Stuttgart,⁹ der sich lang und breit in einem Fernsehinterview über den Begriff des Mitläufers ausgelassen hat. Er war im Dritten Reich nur Mitläufer, die unbequemen Staatsbürger hierzulande sind Verfassungsfeinde, immer nach dem Motto: Der Staat bin ich.

Es gibt in unserem Lande immer noch – oder schon wieder – zuviel Politiker, die nur gegen eine Diktatur sind, weil es nicht ihre eigene Diktatur ist.

An ihrer Sprache werden wir sie erkennen, wenn sie bei offiziellen Ansprachen zum 30. Jahrestag der Beendigung des Krieges sagen: Kapitulierte – oder befreit. Dann wissen wir, wessen Geistes Kind sie sind.

Wer sich des Vergangenen nicht erinnert, ist verurteilt, es noch einmal zu erleben.

(1975)

⁹ Karl Friedrich Schiess, Jurist, CDU-Politiker, *25. März 1914 in Konstanz, †8. September 1999 in Überlingen. Er erließ im Januar 1973 den nach ihm benannten »Schieß-Erlass«, die Überprüfung aller Beschäftigten im öffentlichen Dienst auf ihre Verfassungstreue.



Bei einer Lesung, Anfang der 1990er Jahre

Tatort: ZDF-Studio Löwenthal

[Vorwort]

Dieser Mann, Gerhard Schwarzenthal, in der Öffentlichkeit besser bekannt als Gerhard Löwenthal, ist gegen alles, was auch nur den Hauch von Fortschritt ahnen läßt. Dieser Mann, das ist seine persönliche Tragik, ist ganz einfach 900 Jahre zu spät geboren, ich könnte ihn mir gut vorstellen als Anführer jener Räuberhaufen, die auch heute noch in unseren Geschichtsbüchern Kreuzzüge heißen, das Heilige Land erobern wollten zum Zwecke der Machtentfaltung. Ich gestehe, daß ich seit über einem Jahr dieses Diffamierungsmagazin im ZDF, von Holzamers¹⁰ Gnaden, nicht

¹⁰ Johannes Karl Holzamer, von 1962 bis 1977 Intendant des ZDF; *13. Oktober 1906 in Frankfurt/M., †22. April 2007 in Mainz

mehr anschau. Mein Arzt hatte mir dringend abgeraten. Ich litt mehrere Jahre unter Magenbeschwerden, und es dauerte seine Zeit, bis mein Arzt die Ursache meiner Magenkrämpfe fand. Aber dann konnte er doch die Diagnose stellen: Löwenthalgeschwür. Ich war also ein Löwenthalgeschädigter.

Seit ich diese ölige Stimme nicht mehr höre, dieses fanatische, missionarische Gesicht nicht mehr sehe, geht es mir wieder gut. Was ist dieser Mann eigentlich für ein Charakter, dem Henri Nannen, in einer Live-Diskussion im Fernsehen, ungestraft sagen darf: ... sind Sie still, Sie sind ein Verleumder! Schwarzenthal nimmt das unwidersprochen hin und geht auch nicht gerichtlich dagegen vor, wenn ihm Diffamierungsjournalismus in der Presse bescheinigt wird. Ich hätte damals Henri Nannen vor allen Leuten ein paar in die Fresse gehauen. Aber Schwarzenthal ist ja ein erzogener Mensch, der noch dazu im Dritten Reich so unsäglich litt, weil er doch Jude ist.

Löwenthal ist eine reaktionäre Sphinx, er rächt sich auf seine Weise, er nennt dafür Heinrich Böll einen Wegbereiter des Faschismus, er nennt die Lage in Chile Normalisierung, nachdem die Obristen die Macht übernommen hatten mit CIAs Gnaden, er verschweigt die Tausenden von Toten und die zu Tode Gefolterten – Ist Folter also für ihn normal? –, er ist gegen die Ostpolitik, gegen Studenten, Gewerkschaften und gegen zu laschen Betrieb an unseren Universitäten.

Meine Güte, was hat der Mann dem ZDF schon für Geld gekostet – des Fernsehens teuerster Redakteur –, Gerichtskosten und Schmerzensgeld (das sind unsere Gebühren, die gehen nicht vom Privatkonto des Herrn Schwarzenthal), aber der Reaktion in diesem Land ist nichts zu teuer, wenn es gilt, den politischen Gegner zu verunglimpfen, das bewiesen die Bundestagswahlen 1972 sehr deutlich, und schon früher war das klar, als Willy Brandt für die CDU noch Frahm hieß und unehelich war.

Löwenthal schlägt um sich wie ein wildgewordener Handfeger, wie die Kumpels hierzulande sagen, wenn er das Wort links oder liberal hört, vor Strauß allerdings kuscht er, wie ein gut dressierter Hund. Löwenthal hat keine Meinung, er verkündet immer nur die Meinung anderer, die seiner Auftraggeber, er ist das Sprachrohr derer, die ihn halten und auch verteidigen: CDU/CSU und ein Großteil der deutschen Unternehmer. Mich würde brennend interessieren, ob dieser Schwarzenthal sich schon einmal in besinnlichen Stunden Gedanken darüber gemacht hat, ob er wirklich so weit rechts steht, daß er keine Angst haben muß, eines Tages von der Reaktion gehenkt zu werden. Mir fällt dazu immer nur Hugenberg ein.

Die Konservativen in England haben einen neuen Vorsitzenden, Frau Thatcher. Sie sucht, wie ich hörte, für ihr Schattenkabinett noch einen Informationsminister. Schwarzenthal wäre doch ein Mann für diese stockkonservative Frau – oder etwa nicht? Eine gute Lösung. Wir sind den Kerl los, und die Engländer, immer ein Gespür für Fairneß, werden ihm keine hundert Regierungstage geben.

Ich bin kein Fachmann, aber in mein Arbeitszimmer kommen viele psychisch Kranke, Schizophrene, Paranoiker, die sich, weiß der Kuckuck warum, von einem Schriftsteller Hilfe erhoffen gegen die ausgekochte und sie demütigende Gesellschaft. Natürlich wissen sie nicht, daß sie schizophren sind, paranoid. Einmal besuchte mich ein hübsches Mädchen, eine Studentin, sie litt an Verfolgungswahn, wie ich nach einem mehrstündigen Gespräch mit ihr erfahre. Ihr verflüsselter Geliebter verfolge sie. Wie sich das äußert, fragte ich. Sie erklärte mir, er habe sich einen Düsenjäger gekauft und kreise jetzt immer dort, wo sie sich gerade aufhalte.

Hören Sie! rief sie plötzlich, sprang auf, wurde bleich und zitterte, jetzt kreist er über Ihrem Haus. Da draußen! schrie sie und wies auf das Balkongeländer.

Aber auf dem Geländer piepsten nur ein paar Spatzen. Ich mußte unwillkürlich an Löwenthal denken.

(1975)

Mittelalter

Aufgewachsen bin ich in einer nordbayrischen Kleinstadt, die vor dem Krieg etwa 8000 Einwohner zählte, davon waren 7997 Katholiken, zwei Protestanten, nämlich meine Mutter und ich, mein Vater war bei den Zeugen Jehovas, die Zugehörigkeit zu dieser Glaubenssekte brachte ihn schließlich 1938 ins KZ Flossenbürg. Damit war mein Lebensweg vorgezeichnet.

Die Kinkerlitzchen, daß, wenn es donnert, Gottvater schimpft, die gab es bei mir nicht, dafür aber wurde mir beigebracht, daß mit Adam und Eva und dem Apfel und der Schlange die Geschichte der Menschheit beginnt. Mein Vater las in einer alten Lutherbibel, und er erklärte mir, wie die einzelnen Verse zu verstehen sind. Das Buch im Buch der Bücher war für ihn die Offenbarung des Johannes, er deutete es auf seine Weise, und dieses Buch hat mich dann auch geprägt und verwirrt. Nichts war da rational erklärbar, alles blieb dunkel, und die Deutungen führten wieder ins Dunkel. Ich sah am Sonntag den Gottesdienstbesuchern zu, ich sah die schwarzgekleideten Männer während des Gottesdienstes auf der Treppe vor der Kirche und auf dem Kirchvorplatz stehen und sich bei der Wandlung in der Kirche bekreuzigen. Das war ihre einzige religiöse Handlung, ansonsten unterhielten sie sich über Pferde- und Viehkauf, über das Wetter und die Saat und die Ernte, und als dann die Frauen und Kinder aus der Kirche kamen, verschwanden sie schleunigst in die umliegenden Kneipen, zechten bis zum Mittagessen und machten sich über Gott, Pfarrer und Zeremoniell lustig. Heute weiß ich, daß dies

die widerlichste Form der Heuchelei ist. Diese zur Schau gestellte Frömmigkeit stieß mich schon als Kind ab, denn von meinem Vater hatte ich gelernt: Wenn du beten willst, dann gehe in dein Kämmerlein ...

In der Schule, als einziger Lutheraner, war ich immer ein Fremder, ich mußte mehr leisten, mehr wissen als die anderen, um überhaupt anerkannt zu werden, und als schließlich mein Vater von Männern in schwarzen Uniformen abgeholt wurde, hieß ich nur noch der Ketzer, und eines Tages schichteten Mitschüler einen Reisighaufen auf dem Platz vor unserem Haus, zündeten ihn an und verbrannten mich und meinen Vater in Form von zwei Puppen. Diese Idee hatte ihnen, wie ich später erfuhr, der Pfarrer im Religionsunterricht eingeträufelt mit dem Argument, Ketzer müßten ausgeräuchert werden, damit sie nicht den Bazillus für eine neue Pest legen. Ich stand damals am Fenster und starrte auf das Feuer, meine Mutter saß in der Ecke am Ofen und weinte, ich begriff immerhin so viel – ich war zwölf Jahre alt –, daß wir unerwünschte Personen waren, man versuchte, uns zu vertreiben. Am nächsten Tag ging meine Mutter auf den Vorplatz und fegte die Asche fort und die Reste der angekohlten Äste. Sie sagte damals nur: Eine Sünde ist das, was die hier verbrannt haben für nichts und wieder nichts, dafür müssen wir zweimal in den Wald fahren. Sie war immer auf das Praktische gerichtet.

Und als sie meine Verstörung bemerkte, sagte sie nur: Es wird schon eine Gerechtigkeit geben.

Ich war so erzogen, daß Sätze für mich keine Floskel waren, sondern Inhalt, wie: Tue Gutes denen, die dich hassen ... Wenn dir einer auf die Wange schlägt, halte ihm die andere hin ... Liebe deine Feinde – und ich suchte nicht, getreu den Worten meines Vaters, den Splitter in den Augen anderer, nur den Balken im eigenen Auge. Aber mit dem Feuer damals hatten sie mir den Balken aus meinem Auge herausgerissen, ich begann sehend zu werden, ich erfuhr,

was Haß bedeutet, daß ihre Religion nicht Demut predigt, sondern Vorurteile züchtet, daß Anderssein schon gleichzusetzen ist mit Bösesein.

Kinder sind grausam, diese Grausamkeit aber ist nichts anderes als die von den Eltern eingepfote Unwissenheit, von Eltern geschürte Vorurteilsbereitschaft.

Unweit meiner Heimatstadt liegt das kleine Dörfchen Konnersreuth, in dem die stigmatisierte Therese Neumann wohnte, die nach dem Kriege den Touristen aus aller Welt ihre Wundmale wieder zeigen durfte zur Osterzeit. Auch ich habe mich, als ich aus Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, in die Schlange der Wartenden eingereiht, habe Therese Neumann in ihrem Bett liegen sehen und aus den Mündern derer, die sie, ehrfurchtsvoll und oft der Ohnmacht nahe, kurz zuvor »besichtigt« hatten, gehört, daß die Kirche doch wohl ein gutes Geschäft mit ihr macht. Sie saßen dann in den Wirtshäusern des kleinen Fleckens und flüsterten sich zu: Die Resl versteht's durch die Kirche und mit der Kirche Geschäfte zu machen.

Ich war von solchen Äußerungen so verstört, daß ich beschloß, zum Katholizismus zu konvertieren. Meine Zweifel lasteten auf mir wie böse Träume, und ich war glücklich, als ich dann einige Monate lang in einem Kloster arbeiten konnte – eine Nebenbeschäftigung für Essen und ein Taschengeld in der Zeit, in der ich arbeitslos war. Die Stille tat mir wohl, die demütige Art der Nonnen vertrieb meine Zweifel, ich war überzeugt, glücklich zu sein. Meine Fragen allerdings wurden nicht weniger, im Gegenteil, sie bekamen ein anderes Gewicht. Ich argumentierte mit den Worten meines Vaters, und die Nonnen sahen mich an, als spreche zu ihnen Beelzebub persönlich. Dann lasen sie mir die Antworten auf die Fragen nach dem Leben aus ihren mit Traktaten vollgestopften Büchern vor, aber bald spürte ich, daß diese Antworten Papier waren, nicht Antworten aus Lebenserfahrung, und als dann meine Zweifel wieder

wuchsen, lief ich fort, ich hatte das Gefühl zu ersticken, ich wollte mir selbst Antworten auf meine Zweifel suchen.

Die Suche aber hat nie ein Ende.

Ich zweifelte nie die biblische Geschichte an, aber ich verstand sie eben nur als Geschichte, nicht als Glaubenssätze, weil meine Umwelt nicht nach diesen Glaubenssätzen lebte. Ich hörte nur: Wer katholisch ist, der lügt, wer protestantisch ist, der geht auch mit dem Teufel ins Bett. Meine Mitschüler haben mich oft gefragt: Sag mal jetzt ehrlich, wo habt ihr zu Hause den Luzifer versteckt, was gebt ihr ihm zu essen, wieviel Blut mußt du ihm täglich spenden. Eines Tages fielen sie über mich her und zogen mich nackt aus, um Bißstellen zu finden, und tatsächlich fanden sie unter meinem rechten Arm einen Hautnabel, den sie für einen Biß hielten, und in weniger als einer Stunde wußte es die ganze Stadt. Aber meine Mutter war eine mutige Frau, die ihren Sohn wie eine Glucke verteidigte, sie schickte einen uns befreundeten Arzt am nächsten Morgen in die Schule, und der Rektor, ein Freund meines Vaters, veranlaßte dann die Jungen meiner Klasse, die Oberkörper freizumachen, und der Arzt wies fast jedem Jungen nach, daß auch er einen Hautnabel hat. Die Jungen waren beschämt, am nächsten Tag aber wieder obenauf, weil ihnen ihre Eltern eingeredet hatten, ich hätte übersinnliche Kräfte, die da über Nacht bewirkt hätten an ihren Körpern, sie, die Mütter, müßten es doch nun wirklich wissen, daß die Körper ihrer Kinder bis dahin makellos gewesen seien.

Ich weiß, das klingt alles so nach Mittelalter, aber vielleicht hat das Mittelalter in ein paar Orten unseres Staates immer noch nicht aufgehört. Wer weiß. Wissen kann nur, wer mitten drin steht, nicht, wer von außen kommt und besichtigt.

Und manchmal sage ich mir, daß all diese schrecklichen Erlebnisse in meiner Kindheit nicht vergebens waren, denn ich habe erfahren, wie es ist, wenn man einer Minderheit

angehört, das prägt für das Leben so, daß ich mich immer für eine Minderheit einsetze, ganz gleich, welcher politischen oder religiösen Zugehörigkeit, nach den Worten Voltaire's: daß ich nicht deiner Meinung bin, bis zum Tode aber dafür kämpfe, daß du deine Meinung vertreten darfst. Nichts ist so schrecklich, daß sich daraus nicht etwas Konstruktives ableiten ließe.

Wenn ich, im Jahr vielleicht zwei- oder dreimal, in meine Heimatstadt komme und mit meinen Schulkameraden zusammensitze, erinnere ich sie nicht an die Vorgänge von damals, warum auch, obwohl ich immer spüre, daß sie vor dem Gedanken erschrecken, ich könnte sie daran erinnern. Sie sind gestandene Männer geworden, einige sogar schon junge Großväter, für sie steht die Kirche noch in der Mitte, unverrückbar, auch wenn sie heute, wie ihre Väter, beim sonntäglichen Gottesdienst auf den Treppen vor der Kirche stehen und auf dem Vorplatz, nicht hingehen, weil es ihre Frömmigkeit gebietet, nein, weil ihre Heuchelei ihnen sagt, daß es gut sei, gesehen zu werden. Ich starre dann oft auf die Kirche und wünsche mir, ich wäre Samson, hätte die Kräfte, sie zu verrücken, und wenn es nur ein paar Zentimeter wären. Ich möchte ihre Gesichter sehen, ihre Wundergläubigkeit zusammenbrechen sehen, ich möchte mich nicht an ihrem Erschrecken ergötzen, nein, aber vielleicht wäre es der Moment, wo man mit ihnen reden könnte. Mein Vater hat mich immer gewarnt vor den Selbstgerechten, als Junge habe ich das nicht verstanden, das Wort auf seinen Inhalt hin nicht begriffen, und er hat mir auch beigebracht, daß Glauben Zweifel nicht ausschließt.

Sie haben später zu mir gesagt, daß ich ein Einzelgänger gewesen sei. Keiner kam auf den Gedanken, daß sie mich in die Position des Einzelgängers gedrängt haben, und es ist für mich beklemmend zu beobachten, daß sie nicht Angst haben vor anderen, sondern vor sich selbst. Die Armut hat

viele Gesichter, und sie sagen immer, daß ihnen das und das leid tut, sie sagen aber nicht, daß es ihnen weh tut. Es gibt Erinnerungen, die bleiben, wie ein eingebranntes Mal.

(1975)

Allein

Wenn Karl Wiesinger mit seinem Fahrrad zur Arbeit fährt, sind die Straßen leer, es ist eine halbe Stunde vor Mitternacht, er fährt täglich bei jedem Wetter eine halbe Stunde zur Arbeitsstelle, einer Steinkohlenzeche in Dortmund.

Wenn er die Waschkau betritt, in der sich die Bergleute umkleiden und duschen, ist sie fast leer, höchstens ein oder zwei Verlorene treiben sich in dem kirchenähnlichen Gebäude herum; sie haben Überstunden gemacht oder sind vielleicht auch ausnahmsweise auf diese Mitternachtsschicht beordert worden.

An der Lampenstube, auf dem Weg zum Schacht, liegen auf einem Bord Karl Wiesingers Lampen bereit. In der Lampenstube selbst ist kein Arbeiter mehr, aber Wiesingers Lampen sind aufgeladen, denn seit zehn Jahren fährt er diese Schicht, die bis acht Uhr morgens dauert. Wer vier Jahre diese Nachtschicht fährt, der hat keine Freunde mehr, sagen die Bergleute.

Wenn er in die Grube einfährt, sind am Schacht nur ein oder zwei Männer, die Anschläger, die während der Nacht Material in die Grube fördern, unbrauchbar gewordenen Material nach über Tage transportieren. Karl Wiesinger muß manchmal ein paar Minuten warten, wenn die Körbe blockiert sind. Er sagt »Glück auf« zu den Männern, man redet ein paar Worte, wenig genug, man kennt sich seit Jahren, hat sich nichts mehr zu sagen, weiß alles

voneinander, sie reden über das Wetter, über das letzte Fußballspiel.

Achthundert Meter unter Tage nimmt Karl Wiesinger erst einmal wieder der Tag auf, Neonleuchten erhellen die Nacht. Auch mit dem Anschläger unter Tage am Schacht wechselt er nur den Gruß, dann beginnt er seine Route abzulaufen. Er ist Wettermann, das heißt, er trägt noch eine Wetterlampe bei sich, mit der er Kohlenflöze, vorgetriebene Orte, stillgelegte Betriebspunkte auf ihren Gasgehalt hin ableuchtet. Heute gibt es dafür Speziallampen, früher nahm man Singvögel mit in die Grube. Seine Arbeit ist wichtig, lebenswichtig für jene Tausende, die morgens um sechs Uhr einfahren werden. Die meisten kennen ihn natürlich nicht persönlich, aber sie verlassen sich blind auf ihn. Unachtsamkeit könnte zu einer Schlagwetterexplosion führen oder vielleicht auch nur zu einer Gasvergiftung.

Je weiter sich Karl Wiesinger vom Hauptschacht entfernt, desto dunkler wird es, und wenn er von der Hauptstrecke nach drei Kilometern Fußweg abzweigt, erhellt nur noch seine Kopflampe den Weg, den er täglich zu gehen hat. Er kennt seine Wege im Schlaf, er weiß seine Punkte, die er anlaufen und ableuchten muß.

Wiesinger bleibt nun fast acht Stunden allein. Er begegnet in dieser Schicht kaum jemandem, vielleicht einmal in der Woche dem Lokomotivführer, der mit batteriegetriebenen Fahrzeugen Material, überwiegend Holz und Eisen, zu den Abbaustrecken transportiert. Sonst ist Karl Wiesinger allein, wie man nur allein sein kann in einer Welt, die nur die Nacht kennt. In dieser Einsamkeit, in diesem verwirrenden Geflecht von Strecken, Flözen, Querschlägen, Stollen und wie dieses Gedärm sonst noch heißen mag, verliert der Mensch das Gefühl für Zeit und Himmelsrichtungen. Wiesinger läuft in einer Schicht etwa 12 Kilometer unter Tage. Das ist nicht viel, wenn man in einem Wald spazieren geht, das ist aber eine beschwerliche Marsch-

leistung, denn die wenigste Zeit kann er aufrecht gehen, er muß sich bücken, kriechen, robben, klettern.

An den Betriebspunkten, die er abzuleuchten hat, hängen schwarze Tafeln. Auf die schreibt er mit weißer Kreide seinen Befund: um welche Uhrzeit er den Betriebspunkt ausgeleuchtet, wieviel Gasgehalt er vorgefunden hat und ob sonst irgendwelche Befunde erwähnenswert sind. Die Kumpel, die am andern Morgen die Arbeit aufnehmen, lesen erst die Tafel, bevor sie zu arbeiten beginnen. Nach der Hälfte der Schicht setzt sich Karl Wiesinger irgendwo auf eine Werkzeugkiste, die, vor scharfem Wetterzug geschützt, in einer Nische steht, da ist es warm und staubfrei. Er ißt seine Butterbrote, trinkt seinen ungesüßten Pfefferminztee, er hat sich eine Zeitung mitgebracht, in der er mit Hilfe seiner Kopflampe liest. Um ihn ist nichts als nur furchteinflößende Stille. Aber auch wenn die Grube zu dieser Zeit menschenleer ist: Es gibt doch Geräusche, die nur ein geübtes Ohr wahrnimmt, weil es die Ursachen kennt.

Wasser tropft aus dem Gestein, Mäuse huschen vor seinen Füßen, Holz knarrt, Eisen verbiegt sich, und immer wieder ächzt das Gebirge, das Gestein über ihm. Sein geschultes Ohr hört das alles, er weiß, was sich in dieser Unermeßlichkeit abspielt. Sonst aber ist er mit sich allein. Manchmal spricht er mit sich selbst, spricht mit den Mäusen, die sich um die Krumen streiten, die er ihnen vorwirft. Er verjagt die Mäuse nicht, sie sind seine Begleiter, er hat Leben vor sich, dem er erzählen kann, ihr leises Pfeifen beruhigt ihn, denn wo Mäuse sind, da ist keine Gefahr. Aberglaube und jahrelange Erfahrung greifen da ineinander, niemand weiß genau zu sagen, was da Legende ist und was Tatsache.

Karl Wiesinger ist mit sich acht Stunden allein. Er könnte sich auf den Weg machen, um Menschen zu suchen, irrenden Lichtern nachzulaufen, doch er würde niemanden finden, vielleicht in der Hauptstrecke einen, der Material transportiert, aber auch das wäre Zufall, weil einer des anderen Zeitplan nicht kennt. Er ist mit sich so allein, daß

er seine nächtliche Existenz schon als unwirklich empfindet. Wenn er seine Lampe ausknipst, um ihn die Nacht zusammenschlägt, dann fühlt er sich auf einen Punkt der Erde versetzt, den Menschen niemals betreten werden, weil die Nacht wie eine unüberwindbare Mauer davorsteht.

Die Geräusche verflüchtigen sich, er glaubt plötzlich, Stimmen zu hören, und manchmal kommt es vor, daß er diesen eingebildeten Stimmen antwortet, ganz mechanisch, nicht gewollt. Wiesinger will sich mit jemandem unterhalten, der Wunsch wird übermächtig, aber niemand ist da, nur totes Gestein; die huschenden Mäuse sind ihm längst zuwider geworden. Was rhythmisch bleibt, ist der Wassertropfen aus der Gesteinsspalte in den Sickergraben, er wird unterbrochen vom Ächzen eines Holzstempels. Eine Eisen-schiene, auf der tausende Tonnen Gestein liegen, klagt eine Sekunde lang. Das alles sind tote Dinge, und doch werden sie Wiesinger zu Vertrauten in dieser Verlorenheit.

Nach einer halben Stunde Pause verstaubt Wiesinger seine Plastikflasche und sein sorgfältig zusammengefaltetes Butterbrotpapier in seinen Jackentaschen und macht sich wieder auf den Weg, die restlichen Betriebspunkte auszu-leuchten. Er hat seit Jahren einen Plan, den er minutiös einhält, einhalten kann, falls keine Komplikationen Plan und Zeit durcheinanderbringen. Er könnte die Betriebspunkte blind finden: Das jedoch kann man nur über Tage sagen, wo auch die schwärzeste Nacht noch einen Schimmer läßt, um sich zurechtzufinden. 800 Meter unter Tage herrscht die totale Nacht. Er könnte sich an Bauelementen vorwärtstasten, aber auch das nur hundert Meter, dann wären die Finger zerkratzt, der Kopf eingestoßen, die Knie zerschunden.

Manchmal lehnt sich Wiesinger an eine Steinwand und verschnauft, wenn er hundert Meter auf dem Bauch durch ein Flöz gekrochen ist oder sich auf Knien fortbewegt hat. Er schwitzt, der Schweiß vermischt sich mit dem Staub, sein Gesicht wird schwarz und glänzend. Während dieser

acht Stunden betritt er Zonen, in denen es stickig warm ist, dort ist die Gefahr der Gasbildung besonders groß; er läuft durch Strecken, in denen er sich gegen den anstürmenden Wetterzug – Frischluft von über Tage – anstemmen muß, wo der Wind heult wie vielleicht über Tage ein Oktobersturm. Hinter einer Wettertür umgibt ihn wieder Stille. Nicht der Sturm erschreckt ihn, die Stille ist es, sie macht unsicher, hilflos. Er könnte schreien, aber unter Tage gibt es kein Echo, und wäre ein anderer nur fünfzig Meter entfernt, er würde ihn nicht hören, die Luft trägt die Stimme nicht weiter. Nur, wenn er ein Stück Eisen nimmt und auf die Preßluftrohre hämmert, kann das kilometerweit gehört werden. Aber auf die Rohre klopfen, Zeichen geben, das würde er nur tun, wenn er sich in Lebensgefahr befände.

Die Nacht ist nicht zu durchbrechen. Der Strahl seiner Lampe reicht kaum zwanzig Meter weit, was dahinter liegt, läßt sich nur erraten, und die Ahnung ist in diesem Fall Erfahrung.

Ein einsamer Mensch schlurft, kriecht, stolpert, keucht, robbt achthundert Meter unter Tage durch ein Gedärm verwirrender Stollen und Löcher; er hat nur seine Uhr bei sich, auf die unbedingter Verlaß sein muß. Manchmal, wenn Wiesinger an einem Grubentelefon vorbeikommt, hebt er den Hörer ab und dreht die Kurbel und wartet, bis sich jemand meldet. Es ist dann meistens der Anschläger am Hauptschacht, und weil Wiesinger nicht weiß, was er sagen soll – er will nicht sagen, daß er einfach nur das Bedürfnis hatte, eine menschliche Stimme zu hören – fragt er: »Hier Wiesinger, kannst du mir genaue Uhrzeit geben, meine Uhr ist stehengeblieben.«

Dann sagt ihm der andere die Uhrzeit, Wiesinger bedankt sich und hängt wieder ein.

Was soll man sonst noch sagen, es ist alles gesagt, er hat durch seine jahrelange Arbeit auf dieser Schicht bei Nacht und ohne Menschen fast das Sprechen verlernt. Er ist

maulfaul geworden, er deutet vieles nur durch Gesten an, wofür andere einen Schwall Worte nötig haben, er sagt Ja und Nein. Manchmal erinnert das an biblische Worte: Deine Worte sind Ja und Nein und alles andere ist von Übel.

Acht Stunden Arbeit, ohne einem Menschen zu begegnen, ohne mit einem Menschen zu sprechen, ohne sich mitteilen zu dürfen, das fordert Konzentration, Disziplin, Einsicht – Einsicht auch im Wissen, daß seine Arbeit lebenswichtig ist für jene tausend Männer, die nach ihm kommen werden, um dort zu arbeiten, wo er auf schwarze Tafeln mit weißer Kreide eine Art Unbedenklichkeitsbescheinigung hinterlassen hat.

Wenn Karl Wiesinger morgens um halb acht dem Hauptschacht zuläuft, begegnen ihm wiederum kaum Menschen. Die Frühschicht ist längst an ihren Betriebspunkten angekommen und hat die Arbeit aufgenommen. Wenn er doch einen Bekannten trifft, dann fragt der vielleicht: »Na, Karl, alles klar?« - »Alles klar«, antwortet Wiesinger durch die Zähne, als würde ihm das Sprechen Schmerzen bereiten. Und wenn er am Schacht steht und auf den Korb wartet, der ihn endlich wieder nach oben bringt, dann wartet er geduldig, nickt nur, wenn er vom Anschläger etwas gefragt wird. Worte sind ihm lästig, seine Arbeit verführt dazu, das Sprechen zu verlernen.

Über Tage, in einem Gemeinschaftsbüro, trägt er, noch ehe er sich umgezogen und geduscht hat, die aufgenommenen Werte von unter Tage in ein Kontrollbuch ein. Er raucht dabei eine Zigarette, dann wäscht er sich, setzt sich auf sein Fahrrad und fährt nach Hause.

Seine Frau hat sich längst abgewöhnt zu fragen, was während der Nacht unter Tage los war. Nichts war los. Immer dasselbe:

Nacht und Schweigen und Alleinsein.

Wer allein ist, kommt ins Grübeln.

Von seinen Grübeleien aber spricht er nicht.

In der Schaltwarte eines Kraftwerkes an der Lippe sitzen drei Männer vor Schaltpult und Armaturen und starren auf die Skalen und Uhren und automatischen Schreiber. Die Schaltwarte ist modern, sauber, steril, sie gleicht vielleicht dem Operationssaal eines Krankenhauses, die Schaltwarte ist schalldicht, kein Ton dringt von draußen in den etwa hundert Quadratmeter großen Raum. Ein zehn Meter langes und vier Meter hohes Fenster gibt einen weiten Blick frei in die Niederungen des Lippeflusses, der Fluß selbst ist nicht zu sehen, er fließt hinter dichten Ufersträuchern und zerzausten Weiden. Ein Bauer fährt mit seinem Traktor über ein Stoppelfeld, ein Flugzeug zieht einen weißen Kondensstreifen in den blauen Himmel, die Hitze flimmert auf dem Werkshof und auf der nahen Bundesstraße, die Autos scheinen ohne Motor zu laufen, denn kein Ton dringt in die Warte. Wenn man aus dem Fenster sieht, ist es so, als habe man am Fernsehapparat den Ton abgeschaltet: alles ist zu sehen, nichts ist zu hören. Die drei Männer sehen den Regen fallen und die Bäume sich im Sturm biegen, den Schnee fallen und den Frost sich in die Bäume fressen, aber von alledem hören die Männer nichts. Nur wenn einer aus dem Werk ihre Warte betritt durch eine dicke Doppeltüre, dann vernehmen sie einen dumpfen Singsang, der aus dem Bauch der Werksanlagen aufsteigt. Die Turbinen stampfen und zittern. Das ist aber auch alles, was in ihre abgeschirmte Welt eindringt. Ab und zu hören sie auch ein feines Klicken, wenn einer der automatischen Schreiber, die an Pult und Wänden installiert sind, neue Werte aufzeichnen und sich auf farbigem Papier weiter-tasten.

Das Kraftwerk leistet 200.000 Kilowatt. Die drei Männer sitzen vor ihrem sechs Meter langen Tisch, auf dem über 200 Knöpfe sind, die aufleuchten, wenn durch Druck auf den Kontrollknopf eine Neuregelung von Arbeitsvorgängen angezeigt werden soll. Die Arbeit der drei Männer besteht darin, daß sie ab und zu einen dieser zweihundert Knöpfe

drücken, dadurch einen Arbeitsvorgang im Werk stoppen oder starten, verlangsamen oder beschleunigen, die Kohlezufuhr drosseln und damit das Feuer und die Leistung, die Kohlezufuhr vergrößern und damit die Hitze und den Stromausstoß erhöhen. Sie stoppen durch einen Knopfdruck eine Elektropumpe irgendwo im Werk oder setzen eine in Betrieb, sie überwachen die Generatoren, Speicher, Förderbänder, Kohle- und Wasserzufuhr, Hitze, Dampf und Turbinengeschwindigkeit, ohne selbst je in der Nähe dieser Arbeitsvorgänge oder Maschinen zu kommen. Sie lenken eine komplizierte Technik fern durch einen Knopfdruck, sie könnten, theoretisch, das Werk sogar stilllegen. Sie haben über ihren Straßenanzug einen blauen Mantel gezogen, mancher kommt mit Krawatte, die er auch während der Arbeit nicht abzulegen braucht, die Warte ist vollklimatisiert, ihre Sitze sind bequeme Drehstühle, und nach der Arbeit brauchen sie sich nicht zu waschen, denn sie sind ja nicht schmutzig geworden. Ihre Warte ist staubfrei, steril – und still.

Die drei sitzen auf ihren Stühlen und starren auf die Armaturen. Sie sind so eingespielt, daß es einem immer möglich ist, mal den Blick nach draußen zu werfen, denn die beiden anderen werden seine Beobachtertätigkeit mit übernehmen. Sie kennen sich seit Jahren, sind seit Jahren auf einer Schicht, sie haben sich kaum noch etwas zu sagen, sie wissen alles voneinander, auch die intimsten privaten Dinge, was soll man sich sonst erzählen. Das Leben ist nicht aufregend durch äußere Einflüsse, es läuft in geordneten Bahnen, die nur vom jährlichen Urlaub durchbrochen werden, der Urlaub ist der große Einschnitt in ihrem Leben. Aber auch wenn einer vom Urlaub zurückkehrt, dauert die Aussprache darüber höchstens zwei oder drei Tage. Dann ist man alles losgeworden, dann senkt sich wieder das große Schweigen wie eine Glocke über ihr Leben. Sie drehen Däumchen im wahrsten Sinne des Wortes, und sollte es einem der drei einfallen, plötzlich ein

lautes Wort zu sprechen, dann werden die beiden anderen erstaunt sein. Sie werden ihn ansehen und fragen, ob ihm etwas fehle, sie werden Mitleid haben mit ihrem Kollegen, der andere wird es bemerken, zurückfallen in die Monotonie, die so gleichmäßig läuft wie die Technik, die sie zu überwachen haben. Monotonie macht stumm, und von ihren Träumen werden sie sich nichts erzählen, keiner will nackt ertappt werden.

Die drei sind allein. Sie wissen es schon nicht mehr, Gewohnheit macht stumpf und empfindlich zugleich. Sie reagieren gereizt, wenn von draußen ungewohnte Geräusche auf sie eindringen, einer etwa vergessen hat, die zweite schalldämmende Tür zu schließen, einer die Warte betritt und der Tonfall seiner Stimme der Ruhe des Raumes unangemessen erscheint. Wer bewußt oder unbewußt diese Friedhofsruhe stört, der ist mehr als nur ein Störenfried, der kratzt an der Welt, in der sie sich eingegelt haben.

Einmal saß draußen vor ihrem Fenster auf einem Sims eine Meise. Tagelang flatterte der Vogel auf dem Sims herum, flog weg, kam wieder, badete im abgestandenen Regenwasser auf dem Dachvorsprung, sang, aber das Singen konnten sie nicht hören, sie sahen nur, wie der Vogel den Schnabel aufsperrte. Das war ein Ereignis, aufregend, Diskussionsstoff für Tage, denn alles, was der Vogel vollführte, löste bei ihnen Spekulationen aus: Er war nicht kalkulierbar wie die Technik in ihrer Warte, der Vogel blieb ein Rätsel, erst recht dann, als er eines Tages nicht mehr wiederkam. Sie mutmaßten noch ein paar Tage über seinen Verbleib, dann senkte sich wieder das Schweigen und das Dösen über die Warte, selten nur noch schielten sie zum Fenster, wenn sie glaubten, ein huschender Schatten hätte das Glas gestreift.

Ihre Welt ist klein, sie sind isoliert.

Manchmal versetzt einer seinem Kollegen unvermittelt einen Stoß, dann rollt der auf seinem Stuhl durch die Warte an die große Scheibe. Sie freuen sich wie Kinder.

Wenn sie ihre Butterbrote verzehrt haben – geregelte Vesperzeiten haben sie nicht, jeder macht Brotzeit, wie es ihm gefällt –, dann falten sie das Butterbrotpapier zu kleinen Vierecken zusammen, streichen es mit den Handballen glatt, als würden sie wunderwas Kostbares mit nach Hause nehmen. Sie tragen Wettbewerbe aus, etwa, wer wohl sein Papier zum kleinsten Viereck zusammenfalten kann – ein Wettbewerb scheinbar so sinnlos, wie das achtsündige Herumsitzen im schalldichten Glashaus. Was tun sie eigentlich. Nichts? Sie überwachen. Das Überwachen ist so ermüdend, daß sie nach acht Stunden scheinbarem Nichtstun so erledigt sind wie einer, der acht Stunden Steine gebrochen, den Pickel über seinem Kopf geschwungen hat.

Die drei sind maulfaul geworden, sagen Ja und sagen Nein. Die Stille in ihrer Warte ist einschläfernd. Mancher steckt sich Watte in die Ohren, wenn er in seinem Wagen vom Parkplatz nach Hause fährt, der Motorenlärm seines Autos ist plötzlich so laut, daß er davor erschrickt.

Natürlich wissen sie, was das Werk produziert. Natürlich kennen sie die Arbeitsabläufe, schließlich waren sie selbst im Werk in irgendeiner Funktion beschäftigt, bevor sie zur Arbeit in die Warte kamen, immer auf eigene Bewerbung und überprüfter Eignung; aber seit sie in der Warte sitzen, suchen sie ihre früheren Betriebspunkte im Werk nicht mehr auf. Warum auch, sie haben da nichts mehr verloren, sie interessieren sich auch nicht mehr dafür, sie wissen ohnehin, was im Werk vorgeht, sie haben gelernt, die aufleuchtenden Knöpfe auf dem Pult zu lesen, zu deuten, sie zu bedienen. Ihre Welt ist klein geworden, überschaubar, durchschaubar, und nirgendwo gibt es jemanden, der ihnen diese Durchschaubarkeit streitig machen könnte.

Nach jeder Stunde trägt einer der drei Zahlen in Kladden ein, die er von automatischen Schreibern, Skalen und Monometern abliest. Das Ablesen und Eintragen dauert, einschließlich Kontrolle, fünf bis sieben Minuten. Dann ist

wieder eine Stunde Stille, bis nach Ablauf von sechzig Minuten sich dasselbe wiederholt, einer aufsteht und die Meßdaten in Kontrollkladden einträgt, die dann irgendwo in einem Büro verschwinden, die vielleicht nie gebraucht werden, die aber trotzdem wichtig sind, denn alles muß kontrollierbar bleiben, auch die sich kaum irrende Automatik.

Wenn sich die drei Männer unterhalten, sprechen sie kaum Sätze zu Ende. Sie sind so aufeinander eingespielt, daß es nicht notwendig wird, erklärende Worte anzuhängen. Der andere weiß, und man selbst weiß, daß der andere weiß. Mitten im Satz wird er unterbrochen, man versteht, man nickt, schüttelt den Kopf, zuckt die Schultern. Sie lieben keine überflüssigen Worte, sie verachten die Geschwätzigen. Die Achtstundenisolation verleitet sie nicht zu uferlosen Mitteilungen, und sie haben ihrer Umwelt zu Hause, Frau, Kindern und Nachbarn, nichts mitzuteilen. Ihre Achtstundenwelt ist arm an äußeren Einflüssen, und Träume verrät man sowieso nicht. Vielleicht sind sie an Träumen reich, wer weiß, sie sprechen nicht darüber, aber alle drei lieben bunte Bilder aus Reisekatalogen, und weil es verboten ist, die Bilder an die Wand zu kleben, blättern sie in Katalogen wie Kinder in Bilderbüchern. Manchmal sagen sie: »Schön ist es da. Guck dir das an, die Blüten, da müßte es doch eine Menge Vögel geben.«

(1979)

Vom Autor, der sich das Telefon abgewöhnt hat

Eine Literaturform wird zweifellos aussterben: Literatur, die sich in Briefen niederschlägt.

Heute wird telefoniert mit Verlegern, Redakteuren, aber auch Leser rufen an. Nach der Ausstrahlung eines Filmes kommen Anrufe bis nach Mitternacht.

Braucht ein Autor überhaupt ein Telefon? Genau genommen nicht, dachte ich.

Ich bin umgezogen, von einem nordwestlichen Stadtteil in einen nordöstlichen. Vier Wochen vor Einzug in die neue Wohnung beantragte ich das neue Telefon, doch mir wurde mitgeteilt, ich müßte aller Voraussicht nach bis zum Herbst warten, denn noch sind keine Leitungen frei.

Ich dachte, ich lese nicht richtig, wo die Post doch Reklame macht und an jeder Ecke animiert: Ruf doch mal an! Aber ich fand mich schnell damit ab: Jetzt würde ich für niemanden erreichbar sein, ich würde ungestört mein Romanmanuskript zu Ende bringen können. Es würde keinen Telefonterror mehr geben und niemanden, der nachts um ein Uhr anruft, mir seine Lebensgeschichte erzählt, die ich unbedingt verfilmen müßte.

Natürlich habe ich meinen engsten Freunden und jenen, mit denen ich beruflich ständig zu tun habe, die neue Anschrift mitgeteilt, ganz von der Welt darf man auch nicht sein.

Kaum war ich jedoch in der neuen Wohnung, kam abends das erste Telegramm: Bitte anrufen. Durchwahl sowieso, Norddeutscher Rundfunk. Ich also am nächsten Vormittag zur Post um rückzurufen. Es war wichtig. Kaum war ich zu Hause, kam das nächste Telegramm. Süddeutscher Rundfunk, Durchwahl sowieso, dringend Rückruf. Ich reagierte nicht. Am nächsten Morgen beim Frühstück Anmahnung, es sei sehr dringend. Also laufe ich wieder zur Post. In der Telefonzelle stand schon einer. Es dauerte mir zu lange und ich ging unterdessen einkaufen, als ich zurückkam,

telefonierte jedoch schon wieder ein anderer. Ich wartete und las Zeitung, schließlich muß man die Zeit ausfüllen. Ich war ewig auf Achse, von der Wohnung zur Post, von der Post zur Wohnung. Es verging kein Tag, an dem nicht wenigstens ein Telegramm ankam mit der Bitte, sofort zurückzurufen: Vor dem Frühstück fing es an, kurz vor dem Zubettgehen hörte es auf. Und dann gab es ganz Schlaue: Sie schickten keine Telegramme, sie standen auf einmal höchstpersönlich vor meiner Haustüre und sagten: Entschuldigen Sie bitte, aber anders konnten wir Sie nicht erreichen ...

Es gibt Redakteure, mit denen habe ich seit mehr als zehn Jahren zu tun und mit ihnen habe ich in der ganzen Zeit keinen Brief gewechselt. Warum auch, man hat ja Telefon, nun erhielt ich von ihnen zum ersten Mal etwas Schriftliches. Und siehe da, sie konnten sogar schreiben, beinahe poetisch.

Hatte ich mich anfangs auf eine telefonlose Zeit gefreut, so trieb ich nach drei Wochen schon hysterischen Anfällen zu, wenn es zur unmöglichsten Zeit an der Haustüre klingelte – ich mahnte schließlich das Fernmeldeamt, ich schrieb Brief auf Brief, ich schrieb einfach nur ein Blatt voll mit: Ruf doch mal an ... Aber die Herren haben ja ein Monopol, da kann man nicht nebenan zur Konkurrenz gehen und sie bitten, den Auftrag zu übernehmen, denen ist man ausgeliefert, da hilft kein Bitten und kein Brüllen und nicht die Drohung, man werde vor Gericht gehen, die lachen sich nur ins Fäustchen.

Dann kam die Zeit, wo nicht nur andere etwas von mir wollten, nun mußte ich telefonieren. Das Manuskript lag im Verlag, es wurden tausend Rückfragen notwendig. Ich kam überhaupt nicht mehr zu einer vernünftigen Arbeit, ich saß nur den ganzen Tag und schrieb Briefe. Hatte ich etwas vergessen zu sagen, konnte ich nicht ans Telefon gehen und meinen Brief einfach korrigieren, sondern ich

mußte einen neuen Brief hinterherjagen. Oft kreuzten sich die Briefe und ein Mißverständnis jagte das andere. Da war der Lektor, mit dem ein paar Textstellen durchgegangen werden mußten, die im Manuskript mißverständlich waren. Die Fragen könnten auch brieflich geklärt werden, aber der Verlag drängt mit der Drucklegung. Jeder jagt jeden und der Autor ist der Gebissene, er ist schuld, wenn die Leseexemplare nicht rechtzeitig fertig werden. Doch irgendwann kommt der Punkt, da findet man sich mit dem Zustand, in dem man ohne Telefon lebt, ab. Als ich endlich diesen Zustand erreicht hatte, standen morgens um acht Uhr zwei Männer vor der Tür und sagten: »Wir sollen hier ein Telefon einrichten.« Kurz darauf saß ich vor dem Telefon und starrte es an. Ich fragte mich, immer ungeduldiger werdend: Verdammt, warum ruft denn niemand an? Als ich mich auf die Couch legte um ein Nickerchen zu machen, läutete endlich das Telefon. Ich sprang auf, hob ab und rief in die Muschel: »Hallo! Hallo!« Es war eine Frau. Sie hatte sich verwählt. Scheißtelefon.

(1979)

1937

Die 20 Pfennige Taschengeld waren nicht erhöht worden. Auch der Lohn meiner Onkel und Tanten und meiner Mutter hatte sich nicht erhöht. Hin und wieder steckte mir mein Großvater zwar heimlich 20 Pfennige zusätzlich zu, aber auch das reichte hinten und vorne nicht aus, denn ich hatte zu lesen begonnen. Ich verschlang wahllos alles, was ich an Gedrucktem in die Finger bekam. In den öffentlichen Büchereien mußte man damals Gebühren für ein entliehenes Buch bezahlen, einen Groschen für jedes Buch. Und da ich sehr schnell las, hatte ich ein Buch manchmal schon an einem Tag und einer halben Nacht durchgelesen. Ich las auch in der großen Bibel meines Vaters, der sich an den Rand immer Notizen machte.

Um Geld für Leihbücher zu bekommen, trug ich Zeitungen aus. Es waren keine Tageszeitungen, denn da hätte ich schon morgens um fünf Uhr aufstehen müssen, sondern Wochenzeitungen und Illustrierte. Es waren immer zwei große schwere Taschen, die ich an mein Fahrrad hängte. Dafür bekam ich etwa fünf Reichsmark vom Grossisten, der mir den Packen jeden Samstag morgen vor die Haustüre legte. Zusätzlich erhielt ich nochmals ein paar Mark: Kostete ein Blatt 28 Pfennige, bekam ich von den Leuten meistens 30 Pfennige und konnte zwei Pfennige für mich behalten. Manchmal bekam ich sogar fünf oder sieben Pfennige, aber, wie meine Mutter immer sagte: Kleinvieh macht auch Mist.

Es war ein harter Job, denn die zu beliefernden Adressen lagen oft weit auseinander. Ich mußte zu entlegenen Einödhöfen, und im Winter war das weiß Gott kein Vergnügen. Aber jeden Samstag abend freute ich mich über mein selbstverdientes Geld. Ich konnte mir Bücher entleihen und kaufen und hatte manchmal noch etwas übrig. Hitler war nun vier Jahre an der Macht.

Am 30. Januar ließ er sich durch den Reichstag das Gesetz um vier Jahre verlängern, mit dem er seine Amtszeit begonnen hatte: das Ermächtigungsgesetz.

Aber auch ohne dieses Gesetz hätte er sein Programm fortführen können, denn er herrschte nun unumschränkt. Einer meiner Onkel war 1936 zum Militär eingezogen worden, und kam in diesem Jahr zum ersten Mal auf Urlaub nach Hause. Er trug eine blaue Uniform, da er beim Bodenpersonal der Luftwaffe war. Wir Kinder haben ihn anheimelt, aber er fühlte sich in seiner Uniform längst nicht so wohl wie wir dachten.

»Hoffentlich gibt's keinen Krieg«, sagte er öfter, und wenn er dann von Großmutter und seinen Geschwistern ausgelacht wurde, entgegnete er nur: »Wenn ihr wüßtet, was sich hinter den Kasernenmauern alles tut.« Mehr hat er nie erzählt.

»Natürlich«, erwiderte dann meine Großmutter, »der Führer muß gerüstet sein, wenn die Franzosen und Engländer eines Tages über uns herfallen sollten.«

Durch die Technik und die modernen Verkehrsmittel war die Welt kleiner geworden. Es gab schon einen geregelten zivilen Luftverkehr, wenn auch eine Flugreise von Berlin nach London noch 4 Stunden und 40 Minuten dauerte, die man heute in 50 Minuten zurücklegt.

Natürlich waren diese zivilen Flugzeuge auch Vorläufer der Luftwaffe und dienten als Test für neue Typen.

Das Volk hatte sich anscheinend mit Hitler abgefunden, auch viele, die ihn anfangs abgelehnt hatten, fanden sich nun, da sie wieder Arbeit gefunden hatten, mit der Situation ab.

Es sollte nicht mehr lange dauern, und die Arbeitskräfte wurden knapp. Die Wehrmacht holte verstärkt arbeitsfähige junge Männer in die Kasernen, die Rüstungsindustrie lief auf Hochtouren und brauchte Arbeitskräfte. Immer mehr Frauen arbeiteten in den Fabriken an den Arbeitsplätzen, die vorher nur von Männern belegt wurden.

Mein Vater hatte immer noch seine Schusterwerkstatt in der Küche, zum Ärger meiner Mutter, die ihre Küche niemals richtig sauber putzen konnte. Seine Kunden wurden immer zahlreicher.

Die Leute hatten wieder etwas Geld, sie ließen sich Schuhe anfertigen oder gut reparieren. Mein Vater verdiente mehr, manchmal arbeitete er bis spät in die Nacht hinein, um seine Kunden zu behalten.

In diesem Jahr bekam das Viertel, in dem wir wohnten, elektrischen Strom. Meine Mutter war glücklich darüber, denn sie brauchte nun morgens nicht mehr Feuer im Ofen zu machen, nur um Kaffeewasser zu kochen. Jetzt tat es in einer Minute ein Tauchsieder. Einen elektrischen Herd konnten wir uns allerdings nicht leisten, also wurde weiterhin auf einem Kohleherd gekocht, der meistens mit Holz beheizt wurde. Für diejenigen, die bisher nichts als Not und Armut kannten, bedeutete dies bescheidenen Wohlstand.

Ich hätte längst beim Jungvolk sein müssen und war als Elfjähriger schon ein Jahr über die Zeit. Doch meine Mutter wußte das immer mit allerlei Tricks zu verhindern. Einmal redete sie sich damit heraus, daß wir kein Geld für eine Uniform hätten, ein andermal konnte ich nicht zum Appell antreten, weil ich beim Bauern helfen mußte. Natürlich wäre ich gerne zum Jungvolk gegangen, schließlich waren dort alle meine Schulkameraden, und das Abenteuer reizte mich. Dort wurden Kriegsspiele gespielt, im Freien Feuer angezündet, es wurden Geländespiele veranstaltet und im Wald wurde »Feind entdecken« gespielt. Dabei mußte man sehr geschickt im Anschleichen sein, und darin war ich einer der besten in unserer Klasse. Mein Großvater hatte mir beigebracht, wie man sich im Wald lautlos anschleicht, um äsendes Wild nicht zu verschrecken.

Wenn meine Mutter und ich zur Erntezeit beim Bauern arbeiteten, bekamen wir für unsere Arbeit Kartoffeln zum

Einkellern, Brot, Butter, Eier und Mehl, aber keine Bezahlung.

Mein Vater war alle vierzehn Tage am Wochenende verschwunden. Er schmuggelte Zeitungen wie das »Goldene Zeitalter« und »Der Wachturm« aus der Tschechoslowakei. War er zurück, besuchten ihn wieder fremde Männer. Sie kamen aus Weiden, Hof, Bayreuth und sogar aus Bamberg und Würzburg. Diese Männer verteilten dann die von meinem Vater ins Reich geschmuggelten Zeitungen weiter an ihre Glaubensgenossen.

Am 1.7.1937 wurde Pastor Niemöller¹¹ verhaftet und in das KZ Sachsenhausen eingeliefert, 1941 kam er nach Dachau ins KZ, später nach Südtirol, wo er 1945 von den alliierten Truppen befreit wurde.

Niemöller war im Ersten Weltkrieg U-Boot-Kommandant und Träger des damals höchsten deutschen Militärordens, des »Pour le mérite«. Er war einer der unerschrockensten Führer der Bekennenden Kirche, die die amtliche Kirchenpolitik bekämpfte.

Nach dem Urteil über Pastor Niemöller wurde von allen Kanzeln der evangelischen Kirchen nachfolgender Text gelesen:

»Mit tiefer Bewegung und in gespannter Erwartung hat die evangelische Christenheit in Deutschland den Ausgang des Prozesses erwartet, in dem ein Sondergericht ein Urteil fällen sollte über die schweren Anklagen, die gegen Pfarrer Martin Niemöller erhoben waren. Das Gericht hat ihn zu 7 Monaten Festungshaft und 2000,- RM Geldstrafe verurteilt und weiter dahin erkannt, daß die 7 Monate Festungshaft und 500,- RM von der Geldstrafe durch die Untersuchungshaft verbüßt sind.«

Nach dem Gesetzbuch darf auf Festungshaft nur dann erkannt werden, »wenn die Tat sich nicht gegen das Wohl

¹¹ Emil Gustav Friedrich Martin Niemöller, *14. Januar 1892 in Lippstadt, † 6. März 1984 in Wiesbaden

des Volkes gerichtet und der Täter ausschließlich aus ehrenhaften Beweggründen gehandelt hat«. Durch das Urteil ist also festgestellt, daß Pfarrer Niemöller nicht gegen das Wohl des Volkes verstoßen und ausschließlich aus ehrenhaften Beweggründen gehandelt hat ...

Martin Niemöller ist *nicht* in Freiheit gesetzt. Er ist in ein Konzentrationslager überführt – für unbestimmte Zeit. Damit ist ihm der Makel eines Volksschädlings angehängt. Diese Maßnahme ist mit dem Urteil des Gerichtes nicht vereinbar. Es steht geschrieben: »Recht muß Recht bleiben.«

Es wird auch noch heute behauptet, zur damaligen Zeit habe niemand von der Existenz der Konzentrationslager gewußt. Zumindest diejenigen, die an diesem Sonntag in den Kirchen saßen und die Kanzelabkündigung hörten oder sie in den kirchlichen Nachrichten lasen, mußten davon wissen.

Am 14.4. hielt der deutsche Schriftsteller Heinrich Mann eine Rede in Paris. Natürlich galt Heinrich Mann, ebenso wie sein Bruder Thomas Mann, als Hetzer, Deutschenhasser, Judenfreund oder was sonst noch für Worte über deutsche Emigranten ausgestreut wurden, um sie zu diffamieren und unglaubwürdig zu machen. Aber sie waren die Mahner, denen das Schicksal des deutschen Volkes nicht gleichgültig war, und die klar erkannten, daß Hitlers Politik in den Krieg und damit unausweichlich in die Katastrophe führen würde.

»Hitler treibt Deutschland in die Kriegskatastrophe. Damit stellt er vor dem deutschen Volk die Frage des Schicksals unserer deutschen Heimat. Die Hauptaufgabe der Deutschen Volksfront kann daher nur sein, gegen Hitlers Kriegspolitik, gegen die unerträglichen Rüstungslasten und die Kriegs-Zwangmaßnahmen, für die Erhaltung des Friedens zu kämpfen. Dieser Kampf für den Frieden, der auch unsere Jugend vor der Vernichtung auf dem Schlachtfeld rettet, entspricht den wahren nationalen Interessen des

deutschen Volkes. Es ist möglich, den Frieden zu erhalten und Millionen Menschen das unermessliche Leid des Krieges zu ersparen, wenn Hitler gestürzt wird, bevor er die Brandfackel entzünden kann.

Jede Hinauszögerung des Kriegsausbruches durch die Stärkung der internationalen Friedenskräfte, jeder Erfolg des spanischen Volksheeres gegen die Interventionstruppen, jeder Widerstand der deutschen Volksmassen schafft günstigere Möglichkeiten für den Sieg über den Volksfeind Hitler ...

Nur die Deutsche Volksfront wird die Kraft sein, die alle im Volke niedergedrückten freiheitlichen Regungen entfalten und zu großen Volksbewegungen einigen wird. Nur die Deutsche Volksfront kann das Werk der Einigung des Volkes gegen Hitler vollbringen. Nur die Deutsche Volksfront wird die Gestalterin einer freien, glücklicheren Zukunft Deutschlands sein.«

Wer konnte diese Rede hören oder lesen, wer hatte in Deutschland die Möglichkeit, die ausländische Zeitung zu beziehen, in der sie gedruckt war? Meine Eltern gewiß nicht. Nicht nur die deutschen Emigranten im Ausland warnten vor Hitlers Politik, im Reich selbst gab es geheimen Widerstand. So fanden sich für das Jahr 1937 nicht weniger als über 900.000 Druckschriften gegen Hitler, davon 84.000 Tarnschriften, hektografierte Schriften aller Art, 788.000 Druckschriften gegen das NS-System. Dort wurde z. B. gesagt und mit Zahlen belegt, daß der sogenannte Vierjahresplan zur Ankurbelung der Wirtschaft kein Wirtschafts- sondern ein Kriegsplan war.

Wer diese Druckschriften herstellte, vertrieb oder auch nur zufällig besaß, wurde, wenn man ihn überführte, von einem Sondergericht abgeurteilt, kam in ein KZ oder wurde sofort zum Tode verurteilt.

Parteien und Widerstandsgruppen versuchten immer wieder, die Parolen und Lügen der Nazis zu entlarven. Die »Sozialistische Aktion«, ein illegales Organ der SPD ver-

suchte 1936 den Mythos des »Arbeitgeber« Hitler ins rechte Licht zu rücken:

»Löhne herauf!

Seit der Machtergreifung Hitlers sind die Löhne in erschreckender Weise gesunken. Zum Teil wurden sie direkt gesenkt, zum Teil erfolgte die Senkung durch Erhöhung der Preise und Verminderung der Kaufkraft.

Für eine Mark gibt es jetzt nur noch soviel wie vor vier Jahren für 78 Pfennige.

Das heißt, wenn ein Arbeiter vor vier Jahren 40 Mark Wochenlohn bekam, und er bekommt diesen Lohn auch heute noch, so sind dies nicht mehr 40 Mark, sondern nur noch 30.

Wenn aber der Lohn obendrein noch seit vier Jahren von 40 auf 30 Mark gesunken ist, so sind diese 30 Mark eigentlich auch keine 30 Mark mehr, sondern nur noch 22,50.

Davon gehn noch die Abzüge ab, die gesetzlichen sowohl wie die sogenannten freiwilligen, die höher sind als je zuvor. Wenn also die Nationalsozialisten sagen, daß die Arbeiter keine höheren Löhne haben dürfen, so heißt das nicht, daß sie leben sollen wie einst, sondern viel schlechter!

Einst gehörte der deutsche Arbeiter zu den bestbezahlten der Welt. Wie ist es jetzt?

[...]

Die Nationalsozialisten sagen: »Lohnerhöhungen sind nur möglich, wenn der Wert der Produktion steigt!« Also ist der Wert der Produktion in der Hitlerzeit trotz Antreiber-system und Zwangsarbeit nicht gestiegen, sondern gesunken? Wie aber will man ihn steigern, wenn man immer nur Dinge schafft, die wirtschaftlich wertlos sind wie Kanonen und Fabriken zur Erzeugung von Ersatz für Rohstoffe, die man im Ausland für ein Drittel der Kosten kaufen kann. Die Nationalsozialisten sagen: »Wir haben Millionen wieder in Arbeit gebracht!«

Ja, aber sie haben dabei das Kunststück fertiggebracht, Milliarden Schulden zu machen – und sie zahlen trotzdem den früheren Arbeitslosen für ihre Arbeit nicht viel mehr, als sie in der ›Systemzeit‹ Unterstützung bekamen, und sie zahlen den Arbeitern, die schon damals in Arbeit standen viel weniger, als sie in der ›Systemzeit‹ erhielten.«

Anzeichen eines sich weltweit abzeichnenden Krieges gab es schon in diesem Jahr, denn in China begann der japanisch-chinesische Krieg, der bis 1941 dauerte. Deutsche Kriegsschiffe beschossen in Spanien die Stadt Almeria. Mussolini, der Führer des faschistischen Italien, besuchte Deutschland, um mit Hitler über das weitere Vorgehen in Spanien und Afrika zu beraten.

Zwar waren Bomben und Granaten weit von Deutschland entfernt, aber die Kriege außerhalb seiner Grenzen wurden mit deutschem Kriegsmaterial geführt.

Das deutsche Volk wähnte sich im tiefsten Frieden, denn es verging kein öffentlicher Auftritt Hitlers, bei dem er nicht von seinem Friedenswillen sprach, von seiner ausgestreckten Hand, die andere Länder und andere Staatsmänner nur zu ergreifen brauchten.

Am 7.9. erklärte er den Versailler Vertrag für ungültig. Alle Gebietsabtretungen (Elsaß-Lothringen und Eupen-Malmedy im Westen, Oberschlesien, das Wartheland und das Memelgebiet im Osten) seien deutsche Gebiete, waren also nach dem Ersten Weltkrieg von den Siegermächten geraubt worden, und müßten an Deutschland zurückgegeben werden. Könne dies nicht friedlich geschehen, müsse man zu kriegerischen Mitteln greifen. Dies war Wasser auf den Mühlen derjenigen Deutschen, die den Versailler Vertrag schon immer als eine Schmach empfunden hatten.

Das Ausland, insbesondere Frankreich und Großbritannien, und auch der Völkerbund, protestierten kaum. Der konservative britische Politiker Halifax sicherte Hitler im

Auftrag des Premiers Chamberlain sogar zu, Grenzrevisionen zu dulden, solange sie ohne Krieg erfolgten.

Solche Zugeständnisse stützten Hitlers aggressive Politik und bestärkten ihn in seinem Glauben, die westlichen Demokratien seien zu schwach, um einen Krieg zu riskieren. Hitler war der Überzeugung, sie alle würden vor ihm zu Kreuze kriechen, aber er verkannte, daß diese Männer um die Erhaltung des Friedens kämpften. Sie glaubten tatsächlich, wenn sie Hitler entgegenkamen und ihre Beziehungen zu ihm aufrecht erhielten, könnten sie einen Krieg vermeiden.

Für Hitler aber war der Krieg längst beschlossene Sache, er mußte jetzt nur noch seine Generale davon überzeugen. Am 5. November lud er die Oberbefehlshaber der drei Waffengattungen sowie den Reichsaußenminister zu einer Besprechung ein, in der er seine Kriegspläne enthüllte. Die Einwände der Generale waren lediglich militärischer Art, denn sie waren der Ansicht, daß Deutschland noch nicht in dem Maße zum Krieg gerüstet sei, um Gegner wie Frankreich oder Großbritannien zu besiegen.

[...]

(1979)



Bei der Verleihung des Verdienstordens des Landes NRW, 1981, links Ministerpräsident Johannes Rau

Masken

Sie fielen sich unsanft auf dem Bahnsteig 3a des Kölner Hauptbahnhofes in die Arme und riefen gleichzeitig: Du?! Es war ein heißer Julivormittag und Renate wollte in den D-Zug nach Amsterdam über Aachen, Erich verließ diesen Zug, der von Hamburg kam. Menschen drängten aus den Wagen auf den Bahnsteig, Menschen vom Bahnsteig in die Wagen, die beiden aber standen in dem Gewühl, spürten weder Püffe noch Rempelen und hörten auch nicht, daß Vorübergehende sich beschwerten, weil sie ausgerechnet vor den Treppen standen und viele dadurch gezwungen wurden, um sie herumzugehen. Sie hörten auch nicht, daß der Zug nach Aachen abfahrbereit war und es störte Renate nicht, daß er wenige Sekunden später aus der Halle fuhr.

Die beiden standen stumm, jeder forschte im Gesicht des anderen. Endlich nahm der Mann die Frau am Arm und führte sie die Treppen hinunter, durch die Sperre, und in einem Cafe in der Nähe des Doms tranken sie Tee.

Nun erzähle, Renate. Wie geht es dir. Mein Gott, als ich dich so plötzlich sah ... du ... ich war richtig erschrocken. Es ist so lange her, aber als du auf den Bahnsteig fast auf mich gefallen bist ...

Nein, lachte sie, du auf mich.

Da war es mir, als hätte ich dich gestern zum letzten Male gesehen, so nah warst du mir. Und dabei ist es so lange her ...

Ja, sagte sie. Fünfzehn Jahre.

Fünfzehn Jahre? Wie du das so genau weißt. Fünfzehn Jahre, das ist ja eine Ewigkeit. Erzähle, was machst du jetzt? Bist du verheiratet? Hast du Kinder? Wo fährst du hin? ... Langsam Erich, langsam, du bist noch genau so ungeduldig wie vor fünfzehn Jahren. Nein, verheiratet bin ich nicht, die Arbeit, weißt du. Wenn man es zu etwas bringen will, weißt du, da hat man eben keine Zeit für Männer.

Und was ist das für Arbeit, die dich von den Männern fernhält? Er lachte sie an, sie aber sah aus dem Fenster auf die Tauben. Ich bin jetzt Leiterin eines Textilversandhauses hier in Köln, du kannst dir denken, daß man da von morgens bis abends zu tun hat und ...

Donnerwetter! rief er und klopfte mehrmals mit der flachen Hand auf den Tisch. Donnerwetter! Ich gratuliere.

Ach, sagte sie und sah ihn an. Sie war rot geworden.

Du hast es ja weit gebracht, Donnerwetter, alle Achtung. Und jetzt? Fährst du in Urlaub?

Ja, vier Wochen nach Holland. Ich habe es nötig, bin ganz durchgedreht. Und du Erich, was machst du? Erzähle. Du siehst gesund aus.

Schade, dachte er, wenn sie nicht so eine Bombenstellung hätte, ich würde sie jetzt fragen, ob sie mich noch haben

will. Aber so? Nein, das geht nicht, sie würde mich auslachen, wie damals.

Ich? sagte er gedehnt, und brannte sich eine neue Zigarette an. Ich ... ich ... Ach weißt du, ich habe ein bißchen Glück gehabt. Habe hier in Köln zu tun. Habe umgesattelt, bin seit vier Jahren Einkaufsleiter einer Hamburger Werft, na ja, so was Besonderes ist das nun wieder auch nicht.

Oh, sagte sie und sah ihn starr an und ihr Blick streifte seine großen Hände, aber sie fand keinen Ring. Sie erinnerte sich, daß sie vor fünfzehn Jahren nach einem kleinen Streit auseinandergelaufen waren, ohne sich bis heute wiederzusehen. Er hatte ihr damals nicht genügt, der schmalverdienende und immer ölverschmierte Schlosser. Er sollte es erst zu etwas bringen, hatte sie ihm damals nachgerufen, vielleicht könne man später wieder darüber sprechen. So gedankenlos jung waren sie damals. Ach ja, die Worte waren im Streit gefallen und trotzdem nicht böse gemeint. Beide aber fanden danach keine Brücke mehr zueinander. Sie wollten und wollten doch nicht. Und nun? Nun hatte er es zu etwas gebracht.

Dann haben wir ja beide Glück gehabt, sagte sie, und dachte, daß er immer noch gut aussieht. Gewiß, er war älter geworden, aber das steht ihm gut. Schade, wenn er nicht so eine Bombenstellung hätte, ich würde ihn fragen, ja, ich ihn, ob er noch an den dummen Streit von damals denkt und ob er mich noch haben will. Ja, ich würde ihn fragen. Aber jetzt?

Jetzt habe ich dir einen halben Tag deines Urlaubs gestohlen, sagte er und wagte nicht, sie anzusehen.

Aber Erich, das ist doch nicht so wichtig, ich fahre mit dem Zug um fünfzehn Uhr. Aber ich, ich halte dich bestimmt auf, du hast gewiß einen Termin hier.

Mach dir keine Sorgen, ich werde vom Hotel abgeholt. Weißt du, meinen Wagen lasse ich immer zu Hause, wenn ich längere Strecken fahren muß. Bei dem Verkehr heute, da kommt man nur durchgedreht an.

Ja, sagte sie. Ganz recht, das mache ich auch immer so. Sie sah ihm nun direkt ins Gesicht und fragte: Du bist nicht verheiratet? Oder läßt du Frau und Ring zu Hause? Sie lachte etwas zu laut für dieses vornehme Lokal.

Weißt du, antwortete er, das hat seine Schwierigkeiten. Die ich haben will, sind nicht zu haben oder nicht mehr, und die mich haben wollen, sind nicht der Rede wert. Zeit müßte man eben haben. Zum Suchen, meine ich. Zeit müßte man haben. Jetzt müßte ich ihr sagen, daß ich sie noch immer liebe, daß es nie eine andere Frau für mich gegeben hat, daß ich sie all die Jahre nicht vergessen konnte. Wieviel? Fünfzehn Jahre? Eine lange Zeit. Mein Gott, welch eine lange Zeit. Und jetzt? Ich kann sie doch nicht mehr fragen, vorbei, jetzt, wo sie so eine Stellung hat. Nun ist es zu spät, sie würde mich auslachen, ich kenne ihr Lachen, ich habe es im Ohr gehabt, all die Jahre.

Fünfzehn? Kaum zu glauben.

Wem sagst du das? Sie lächelte.

Entweder die Arbeit oder das andere, echote er.

Jetzt müßte ich ihm eigentlich sagen, daß er der einzige Mann ist, dem ich blind folgen würde, wenn er mich darum bäte, daß ich jeden Mann, der mir begegnete, sofort mit ihm verglich. Ich sollte ihm das sagen. Aber jetzt? Jetzt hat er eine Bombenstellung und er würde mich nur auslachen, nicht laut, er würde sagen, daß ... ach ... es ist alles so sinnlos geworden.

Sie aßen in demselben Lokal zu Mittag und tranken anschließend jeder zwei Cognac. Sie erzählten sich Geschichten aus ihren Kindertagen und später aus ihren Schultagen. Dann sprachen sie über ihr Berufsleben und sie bekamen Respekt voreinander, als sie erfuhren, wie schwer es der andere gehabt hatte bei seinem Aufstieg. Jaja, sagte sie; genau wie bei mir, sagte er.

Aber jetzt haben wir es geschafft, sagte er laut und rauchte hastig.

Ja, nickte sie. Jetzt haben wir es geschafft. Hastig trank sie ihr Glas leer.

Sie hat schon ein paar Krähenfüßchen, dachte er. Aber die stehen ihr nicht einmal schlecht.

Noch einmal bestellte er zwei Schalen Cognac und sie lachten viel und laut.

Er kann immer noch so herrlich lachen, genau wie früher, als er alle Menschen einfing mit seiner ansteckenden Heiterkeit. Um seinen Mund sind zwei steile Falten, trotzdem sieht er wie ein Junge aus, er wird immer wie ein Junge aussehen und die zwei steilen Falten stehen ihm nicht einmal schlecht. Vielleicht ist er jetzt ein richtiger Mann, aber nein, er wird immer ein Junge bleiben.

Kurz vor drei brachte er sie zum Bahnhof.

Ich brauche den Amsterdamer Zug nicht zu nehmen, sagte sie. Ich fahre bis Aachen und steige dort um. Ich wollte sowieso schon lange einmal das Rathaus besichtigen.

Wieder standen sie auf dem Bahnsteig und sahen aneinander vorbei. Mit leeren Worten versuchten sie die Augen des andern einzufangen, und wenn sich dann doch ihre Blicke trafen, erschrakten sie und musterten die Bögen der Halle. Wenn sie jetzt ein Wort sagen würde, dachte er, dann ...

Ich muß jetzt einsteigen, sagte sie. Es war schön, dich wieder einmal zu sehen. Und dann so unverhofft ...

Ja, das war es. Er half ihr beim Einsteigen und fragte nach ihrem Gepäck.

Als Reisegepäck aufgegeben.

Natürlich, das ist bequemer, sagte er.

Wenn er jetzt ein Wort sagen würde, dachte sie, ich stiege sofort wieder aus, sofort.

Sie reichte ihm aus einem Abteil erster Klasse die Hand. Auf Wiedersehen, Erich ... und weiterhin ... viel Glück. Wie schön sie immer noch ist. Warum nur sagt sie kein Wort. Danke Renate. Hoffentlich hast du schönes Wetter.

Ach, das ist nicht so wichtig, Hauptsache ist das Faulenzen, das kann man auch bei Regen.

Der Zug ruckte an. Sie winkten nicht, sie sahen sich nur in die Augen, so lange dies möglich war.

Als der Zug aus der Halle gefahren war, ging Renate in einen Wagen zweiter Klasse und setzte sich dort an ein Fenster. Sie weinte hinter einer ausgebreiteten Illustrierten. Wie dumm von mir, ich hätte ihm sagen sollen, daß ich immer noch die kleine Verkäuferin bin. Ja, in einem anderen Laden, mit zweihundert Mark mehr als früher, aber ich verkaufe immer noch Herrenoberhemden, wie früher, und Socken und Unterwäsche. Alles für den Herrn. Ich hätte ihm das sagen sollen. Aber dann hätte er mich ausgelacht, jetzt, wo er ein Herr geworden ist. Nein, das ging doch nicht. Aber ich hätte wenigstens nach seiner Adresse fragen sollen. Wie dumm von mir, ich war aufgeregt wie ein kleines Mädchen und ich habe gelogen, wie ein kleines Mädchen, das imponieren will. Wie dumm von mir.

Erich verließ den Bahnhof und fuhr mit der Straßenbahn nach Ostheim auf eine Großbaustelle. Dort meldete er sich beim Bauführer.

Ich bin der neue Kranführer.

Na, sind Sie endlich da? Mensch, wir haben schon gestern auf Sie gewartet. Also dann, der Polier zeigt Ihnen Ihre Bude, dort drüben in den Baracken. Komfortabel ist es nicht, aber warmes Wasser haben wir trotzdem. Also dann, morgen früh, pünktlich sieben Uhr.

Ein Schellzug fuhr Richtung Deutz. Ob der auch nach Aachen fährt? Ich hätte ihr sagen sollen, daß ich jetzt Kranführer bin. Ach, Blödsinn, sie hätte mich nur ausgelacht, sie kann so verletzend lachen. Nein, das ging nicht, jetzt, wo sie eine Dame geworden ist und eine Bombenstellung hat.

(1980)

Nichts als gegeben hinnehmen

Anfangs, als ich zu Lesungen fuhr, hat mich in der anschließenden Diskussion die immer wiederkehrende Frage erschreckt:

Warum schreiben Sie?

Erschreckt deshalb, weil ich mir die Frage selbst nie gestellt habe. Später war ich vor dieser Frage einfach hilflos, schließlich amüsierte sie mich, und als ich merkte, daß diese Frage nicht auszurotten war, machte sie mich wütend, und ich antwortete einem Fragesteller in Koblenz mit der Gegenfrage: Sagen Sie mal, warum kacken Sie eigentlich? Prompt erwiderte er: Weil ich es nicht halten kann.

Sehen Sie, sagte ich erleichtert, so ist das vielleicht mit dem Schreiben auch. Einige haben damals gelacht, einige gebuht, aber die Frage schien beantwortet, keiner versuchte mehr auf sie zurückzukommen.

Einmal rettete ich mich in eine der vielen Anekdoten Max Liebermanns, der auf die Frage einer Dame: Meister, was wollen Sie mit Ihren Bildern! geantwortet haben soll: Wat ick will? Verkoofen will ick, verkoofen.

Aber da wurde ich ausgezischt, man hatte den guten Liebermann zu wörtlich genommen, wenngleich in der Antwort Liebermanns sehr viel Wahres zu finden ist.

Überhaupt halte ich die Frage für dumm, denn man kann wohl viele Antworten darauf geben, aber keine Antwort; an vielen der Antworten wird etwas richtig sein, aber es wird eben nicht *die* Antwort sein.

Eher schon muß gefragt werden: Wie hat es angefangen? Wie ist es weitergegangen, schließlich wird keiner als Autor geboren, irgendwann einmal gab es eine Ursache.

Bei mir hat es angefangen im Betrieb. Da sagte einer zu mir:

Das sollte man mal aufschreiben und veröffentlichen, was für Schweinereien passieren, Tag und Nacht passieren.

Einen Tag zuvor hatten wir einen Toten unter Tage, von einer Kohlenwand, die nicht abgesichert war, erschlagen. Ich hatte ihm damals geantwortet: Quatsch, wer interessiert sich schon dafür? Die Leute interessiert nur, ob sie Kohlen haben oder nicht, und nicht, unter welchen Bedingungen und Opfern sie gefördert werden, schon gar nicht, wie wir leben. Mein Kumpel erwiderte damals: Solange Außenstehende von uns nichts wissen, so lange können sie sich auch nicht für uns interessieren.

Dieses Gespräch beschäftigte mich doch mehr, als ich wahrhaben wollte, denn von diesem Tag an saß ich nach der Schicht jeweils eine Stunde zu Hause über weißem Papier und schrieb es voll, schrieb, was sich in den acht Stunden unter Tage ereignet hatte, schrieb auch meine eigenen Gedanken zu Tagesereignissen nieder, versuchte, im Schichtverlauf eine Logik und eine Notwendigkeit zu finden, außerhalb der zwei Liter Schweiß, die wir in acht Stunden verloren, und es waren nach einem Jahr über dreihundert Seiten geworden.

Dann las ich die dreihundert Seiten, von Anfang bis Ende in einer Nacht noch einmal. Es war schwierig, ich konnte streckenweise meine eigene Handschrift nicht mehr lesen, und ich fand das Niedergeschriebene zum Kotzen, es war alles richtig und minutiös aufgezeichnet. Da warf ich die dreihundert Seiten weg und schrieb zehn Jahre keine Zeile mehr, ich arbeitete weiter unter Tage und verdiente schlecht und recht mein Geld zum Leben.

Dann wurde ich mit fünf anderen verschüttet. Wir saßen sechsunddreißig Stunden in einem kleinen Loch, wir hatten nichts mehr zu trinken, und die Schinkenstullen waren ausgetrocknet und schmeckten wie faules Holz, wir unterhielten uns mit der Außenwelt durch Klopfschläge an den Preßluftrohren.

Als sie uns herausgeholt hatten, bekamen wir einen Tag Urlaub, selbstverständlich die acht Stunden überzogene Zeit als Überstunden bezahlt, mit 50 Prozent Aufschlag.

Ich habe mir von dem Geld ein Fahrrad gekauft, mein Nachbar hat das Geld in einer Nacht versoffen.

Dann setzte ich mich wieder hin und versuchte, die 36 Stunden zu rekonstruieren, ich schrieb sie nieder, und in das Manuskript floß viel ein, was mit der eigentlichen Verschüttung nichts zu tun hatte. Ich versuchte, die Hintergründe des Unglücks aufzuspüren. Und da kamen sonderbare Hintergründe ans Licht. Aus dieser Niederschrift entstand mein erster Roman, den ich gar nicht veröffentlichen wollte, denn ich war mit dem zweiten Manuskript schon beinahe fertig, also mit »Irrlicht und Feuer«, bevor mein erster Roman einen Verleger fand.

Und einmal erzählte ich von meinem Manuskript einem Bekannten, weil der mich gefragt hatte, was ich in meiner Freizeit mache. Er wollte es lesen; er las es und gab es einem Journalisten, den er seit Jahren kannte.

Der Journalist arbeitete als Außenlektor für einen Verlag, und der wiederum gab das Manuskript seinem Verleger, und der Verleger schrieb mir nach 14 Tagen, daß er das Buch machen wird. Er brachte das Buch ein Jahr später, und wieder ein Jahr später den zweiten Roman, und ich war plötzlich darüber erschreckt, wie die Umwelt, wie die Arbeitgeber und die Gewerkschaften und die professionellen Schreiber darauf reagierten, und war noch mehr erschreckt darüber, daß mein Bleiben auf der Zeche nicht mehr möglich war. Man fand täglich neue Schikanen, um mir die Arbeit zu vergällen.

Schließlich legte man mir nahe, den Betrieb zu verlassen, und ich sagte mir: Scheiß auf den Betrieb, es gibt ja mehr Betriebe. Aber da hatte ich mich, naiv wie ich war, verkalkuliert. Mich wollte plötzlich keiner mehr haben, überall, wo ich anfragte, hatten sie keine Arbeit für mich, wenn sie meinen Namen hörten. Mir dämmerte, daß hier ein lautloser Apparat in Bewegung gesetzt worden war, der zuverlässig arbeitete. Ich hatte mir einen zweifelhaften Ruhm erworben, und mir wurde doch flau im Magen,

denn von was sollte ich leben, wenn mich kein Betrieb mehr einstellte. Schließlich kann kein Mensch von einem zweifelhaften Ruhm leben, er braucht Geld, und ich konnte mir eine Welt nicht vorstellen, in der ich nicht am Monatsletzten an den Lohnschalter ging, um meinen Lohn in Empfang zu nehmen.

Daß es dann doch ohne Lohnschalter ging, ist für mich, heute nach Jahren noch, ein Wunder geblieben, das ich nie richtig begriffen habe.

Na, warum schreibe ich?

Nach Erscheinen der beiden Romane fielen einige über mich her. Ich hatte vorher weder besonders gute Freunde noch besonders eklige Feinde; jetzt schrieben welche über mich, als hätte ich ihre Frauen verführt, denn sie unterstellten mir Sachen, die ich weder gesagt noch geschrieben hatte, sie legten mir Dinge in den Mund, die ich niemals sagen würde, weil ich deren Sprache nicht spreche. Ich berichtete.

So kam plötzlich eines zum andern. Da merkte ich, daß es für etliche schon verdammenswertig ist, anders zu reden, anders zu schreiben, eine andere Überzeugung zu haben und diese Überzeugung auch noch laut zu sagen. Also schrieb ich das wieder auf, schrieb es auf aus meinem Erstaunen heraus und weil ich neugierig war auf das, was ich tun werde.

Na, warum schreibe ich?

Aus dem Versuch der Rechtfertigung ergaben sich neue Sachen, die ich gar nicht sagen, gar nicht aufschreiben wollte, weil ich vorhatte, nach diesen beiden Romanen so weiterzuleben, wie ich es gewohnt war und wie ich mir ein Leben nicht anders denken konnte. Denkste. Da fing alles erst an. Dann war ich drin, wie man so sagt, hatte überhaupt keine Zeit mehr, mich zu fragen, mir zu überlegen, warum ich schreibe, und dabei hatte ich nie Spaß am Schreiben. Komisch, daß man Dinge tut, an denen man keine Freude hat, ich finde Schreiben heute noch die

ekligste Arbeit, die ich mir vorstellen kann. Es kamen Tage, da sehnte ich mich nach meiner Arbeit auf der Zeche zurück, und ich redete mir ein, wenn alle Stricke reißen, mach dir nichts draus, du hast drei Berufe gelernt mit akzeptablem Abschluß, du kannst jederzeit in einen der drei Berufe wieder zurück.

Denkst, so einfach ist das nicht, man kann plötzlich nicht mehr in ein Büro gehen und Konten führen, nicht mehr auf den Bau gehen und Wände mauern, nicht mehr nach unter Tage fahren und Lokomotiven lenken, man ist plötzlich in diesem Beruf Schreiben so drin, daß ein Ausbruch nicht möglich ist, da ist man gezwungen mitzumachen, muß um sich beißen, wenn man nicht gefressen werden will von Leuten, deren Beruf es ist, täglich übelzunehmen.

Interessant wurde für mich dieser neue Beruf erst, als mir beim Schreiben Dinge und Zusammenhänge klar wurden, ich beim Schreiben zu lernen anfang, ich zu begreifen begann, warum ich als Arbeiter der Arsch der Welt war, meine Arbeitskollegen von damals es heute noch sind.

Plötzlich stand ich draußen, nicht mehr drinnen. Ich sah die Welt, die ich verlassen mußte, von außen. Und ich sah mehr. Als ich das begriffen hatte, dachte ich mir, daß man auch das niederschreiben müsse, ohne Rücksicht darauf, ob andere vor mir das schon gesagt hatten oder nicht. Ich versuchte es nun so zu artikulieren, daß es auch die verstanden, die jahrelang mit mir Kohlen gebrochen hatten, Wände gemauert hatten oder Konten geführt, und weil ich das so sagte, kamen wieder welche, die nämlich, die schon Romane über Romane geschrieben hatten, bevor sie noch den Mutterleib verließen, die sagten, daß ich doch gar nicht schreiben kann.

Da begann ich über das Schreiben nachzudenken, nicht aber: Warum schreibe ich?

Schreiben wurde plötzlich für mich eine Tätigkeit, die sich nach einer bestimmten Abfolge ergab, das eine bedingte das

andere, und ich wurde bald gewahr, daß Schreiben nicht eine Arbeit ist, die sich beenden läßt, die vielmehr nach jeder Beendigung Unzufriedenheit zurückläßt. Überdenken des Fertiggestellten, und man setzt sich hin und schreibt weiter und merkt gar nicht, daß schon wieder was Neues entsteht, und ist man mit diesem Neuen fertig, kommt wieder das Staunen, denn man hat dieses Produkt gar nicht gewollt, nicht beabsichtigt.

Also, warum schreibe ich?

Es ist die blödsinnigste Frage, die einer stellen kann, dann könnte ich ebenso fragen: Warum lebe ich, warum vögle ich, warum esse ich, warum pisse ich, warum ... Auf warum kann man überhaupt keine Antwort geben, man kann höchstens über »warum« philosophieren, was noch größerer Quatsch ist.

Ich habe mir auch nie darüber den Kopf zerbrochen, ob Literatur gut oder schlecht ist, nur darüber, ob sie notwendig ist oder überflüssig, und ich gestehe, daß auch ich viel Überflüssiges tue und schreibe, wie eben diesen Aufsatz, den ich für total überflüssig halte, weil ich die Frage für überflüssig halte, aber man tut solche Sachen manchmal eben nur, weil man Menschen, an denen einem etwas liegt, nicht vergraulen will.

Es hat mich auch nie interessiert, was etwa Kritiker zu dem und zu dem sagten oder schrieben, was ich schrieb, mir war und ist immer wichtiger, was zum Beispiel mein Nachbar über eines meiner Bücher oder Fernsehspiele sagt, weil ich da beurteilen kann, ob ich angekommen bin oder nicht, ob ich durch ein Produkt aus meiner Schreibmaschine bei ihm Nachdenken oder eine Diskussion ausgelöst habe oder nicht. Für die blödsinnigste Errungenschaft halte ich, Literatur über Literatur zu schreiben, noch dazu von Leuten, die das Leben nur von ihrem Schreibtisch her kennen, die in Büchern nicht das Leben suchen und die Zwänge dieses Lebens, die nur herauslesen wollen, ob es ihrem Leben, das im Saft der eigenen Wichtigkeit auf

kleiner Flamme schmort – nicht einmal zum Anbrennen haben sie die Traute –, neue Wichtigkeit verleiht.

Neulich sagte mir Günter Wallraff, der sich über Reaktion auf das, was er schreibt, nun wirklich nicht beklagen kann: Man sollte Steine klopfen!

Denkste, hab ich ihm gesagt, das kannst du gar nicht mehr, und wenn du es trotzdem tust, dann kommt ein Fotograf und fotografiert dich, und dann kommt ein Journalist von der Zeitung und einer vom Rundfunk mit seinem Tonbandgerät, und die fragen dich: Herr Wallraff, warum klopfen Sie Steine?

Und dann wirst du sagen, daß du Steine klopfen für wichtiger hältst, als über Steine klopfen zu schreiben, und dann werden sie weglaufen und werden berichten, für wie wichtig du Steine klopfen hältst und daß du zwar ganz gut Steine klopfst, aber du bearbeitest die Ecken nicht sauber genug, haust die Spitzen nicht ab. Stellt euch vor, da könnte sich ja einer den Fuß verletzen. Sie werden dich nicht fragen, für wen die Steine sind, weil sie alles nur als Selbstzweck betrachten und den Selbstzweck zelebrieren. So ähnlich habe ich gesagt – mit besoffenem Kopf natürlich, als wir schon dabei waren, das Abendland zu retten.

Na, warum schreibe ich?

Ich bin schrecklich neugierig darauf, was andere Autoren darüber schreiben werden, vielleicht kann ich da was lernen, vielleicht weiß ich dann was, was ich jetzt noch nicht weiß, und vielleicht sagt dann einer, daß er eine kulturpolitische Aufgabe zu erfüllen hat, oder ein anderer, daß er durch Schreiben anderen etwas bewußtmachen will, oder daß Schreiben ein Handwerk ist, oder daß die Sprache gepflegt werden muß, oder daß sie das gefräßige Maul von Rundfunk und Fernsehen stopfen müssen, oder daß ... weiß der Kuckuck, was alles gesagt werden wird, was alles richtig scheint und was doch nicht richtig ist.

Ich bin neugierig darauf, was andere antworten werden auf die Frage: Warum schreibe ich? (1980)



Ca. 1992

»Vom Schreibtisch sehe ich das Schloß«

Jeder braucht Tapetenwechsel, verspürt ein Bedürfnis nach Bewegung, dafür sucht er sich geeignete Ort aus, um dort zu wandern oder auch nur zu lustwandeln. Dort darf man frische Luft atmen und die lahmen Glieder bewegen.

Es gibt Zeitgenossen, die fahren an Wochenenden mehr als hundert Kilometer, um das in die Tat umzusetzen, was ich eingangs sagte. Sie vergessen dabei, daß es in unmittelbarer Umgebung – wie etwa Dortmund – Plätze gibt.

Für meine Frau und mich ist ein solcher »Lustwandelort« seit anderthalb Jahrzehnt das Schloß Cappenberg geworden mit seiner näheren Umgebung. Das hat eine ganz simple Ursache: Ich habe ein Arbeitszimmer unter dem Dach, die Sicht ist relativ weit, und wenn ich am Schreibtisch sitze und den Kopf hebe, sehe ich zwangsläufig auf das etwa 15 km Luftlinie entfernte Schloß Cappenberg. Auch wenn ich das

Schloß nicht sehe wegen schlechter Sicht, sehe ich es dennoch.

Ein anderer Grund ist auch, daß ich den ehemaligen Schloßherrn Freiherr von und zum Stein verehere, er war einer der großen Preußen und damit Deutschen, der die letzten Jahre seines Lebens dort verbrachte und 1831 dort starb. Man darf ihn getrost einen Reformator nennen, er ist der Schöpfer der preußischen Selbstverwaltung nach den napoleonischen Kriegen und diese Selbstverwaltung ist noch heute in NRW existent. Die heutige Schloßanlage war einmal ein Kloster, das schon 1122 gegründet und 1802 aufgehoben wurde. Die Kirche, ein Juwel in unserer Nachbarschaft, ist eine romanische Pfeilerbasilika mit gotischem Einschlag. Nach dem Zweiten Weltkrieg beherbergte das Schloß das Dortmunder Museum für Kunst- und Kulturgeschichte, bis es vor wenigen Jahren nach Dortmund zurückverlagert wurde, als die Hauptstelle der Sparkasse aus dem alten Sandsteinbau auszog.

In den weitläufigen Räumen des Schlosses finden sporadisch Ausstellungen statt, die zu besuchen sich wirklich lohnt, die Exponate reichen von Gemälden bis seltenem Porzellan, von Autografen bis Büchern. Sehenswert sind im nicht allzu großen Schloßhof die herrlichen alten Bäume – Blutbuchen –, denen gottlob auch die vergangenen schlimmen Stürme nichts anhaben konnten. Allerdings gibt es da auch einen für meinen Geschmack häßlichen, stilfremden Turm, den ich, wäre ich Besitzer, abtragen lassen würde, denn er paßt zum Schloß wie eine saure Gurke auf ein Marmeladenbrot.

Wer in den letzten Jahren die Presse verfolgt hat, der wird wissen, daß es heftige Auseinandersetzungen gab bis zu Prozessen, weil – nicht zu Unrecht – befürchtet werden muß, daß durch die Nordwanderung des Kohlebergbaus mit Bodensenkungen gerechnet werden muss, das Schloß und der es umgebende Wald in schwere Mitleidenschaft gezogen werden.

Nun, ich sagte es schon, dort ist auch ein Ort zum Wandern und zum Lustwandeln, je nachdem, wie gut oder wie schlecht man auf den Füßen steht. Meine Frau und ich haben in der Vergangenheit Routen erlaufen, die von einer Stunde bis drei Stunden reichen, man kann auch nur durch den Wald bis zur Ausflugstätte »Mutter Stuff« laufen, man kann aber auch einen dreistündigen Weg laufen, der über Feld- und Waldwege führt bis nach Südkirchen und dann im Bogen bis an die Stadtgrenze von Werne und zurück zum Schloß, nein, besser zur Gaststätte Kreuzkamp, wo man gemütlich Kaffee trinken kann.

Der Butterkuchen dort, jedenfalls behauptet das meine Frau, ist bestens zu empfehlen, auch das Ambiente ist ansprechend. Dort gibt es auch Tassen Kaffee zu trinken, der Gast wird nicht genötigt, wie vielerorts üblich, ein Könnchen zu bestellen, was ich für unverschämt halte, schließlich bestimme ich als Gast, was ich will und was mir gut oder nicht gut tut. Wir verlassen konsequent jede Gaststätte, wo man sozusagen gezwungen wird, Könnchen zu bestellen. Würden die Gäste mehr widerstehen, käme dieser Könnchenunfug ab.

Da gibt es ja auch noch den Cappenberger See mit den weitläufigen Grünanlagen, die jedoch an warmen Sommertagen nicht mehr grün sind, die Grünanlagen sind mit halbnackten und nackten Leibern bedeckt; aber diese Badeanlage ist so beliebt, daß junge Leute einen Anfahrt- und Abfahrweg von mehr als dreißig Kilometer nicht scheuen.

Nicht zu vergessen, in der Nähe des Schlosses gibt es auch ein Gut, in dem man Produkte kaufen kann, die unter dem Vorzeichen »natürlicher Anbau« firmieren. Wenn die Jagdzeit beginnt, dann ist es sehenswert, wenn die Jäger mit der Meute Hunde ausziehen, eine so große Meute habe ich nur noch in England zu Gesicht bekommen, dem Mutterland der Treibjagd. Es mögen vielleicht drei Jahre her sein, da entdeckte ich während einer Fahrradtour am gräflichen

Gut einen Mann mit schwarzer Lederschürze. Er beschlug Pferde. Ich hielt an und sah zu, denn seit meinen Kindertagen hatte ich das nicht mehr erlebt und schon fast vergessen, daß Pferde beschlagen werden müssen, damit die Hufe »Füße« bekommen. Der Geruch nach Versengtem wirbelte durch meine Nase, als das heiße Hufeisen dem Pferd angepaßt wurde. Kindertraum.

Die Wanderwege rings um das Schloß, sind sie nun nah oder weitläufig, sind, so meine ich, von allen gangbar, auch für alte Menschen, denn es gibt kaum Steigungen und kaum steinige Wege, wenn doch, kann man auf die Feldwege ausweichen. Aber es tut einem weh, wenn man, wie wir vor drei Wochen, durch den Wald spaziert: Wer nicht durch den Wald geht, der kann nicht ermessen, was die Stürme für Schäden angerichtet haben. Riesen wurden wie Streichhölzer umgeknickt oder entwurzelt. Es wird nach Meinung von Experten Jahrzehnte dauern, bis die Schäden behoben sind.

(1990)

[Romanfragment]

Es war Samstag Nachmittag, zwei Uhr. Der Nebel glich einer weißen Wand und war so dicht und wallend geworden, daß meine Augen ihn nicht mehr durchdringen konnten. Ich sah gerade noch den Weg, auf dem ich lief. Mir war als wäre die weiße Wand noch weißer und glänzender geworden. Ich fluchte laut vor mich hin, war auf mich wütend, weil ich den Rat meiner Frau unwirsch abtat, die mir riet, auf meine tägliche zweistündige Wanderung zu verzichten. Sie hatte im Radio die Warnung vor jäh einbrechendem dichten Bodennebel gehört. Aber ich ging spazieren, ich war kein Autofahrer, dem die Warnung gegolten hatte. Ich lief durch den Wald auf meinen Wan-

derwegen, die ich seit 30 Jahren kannte, aber es gab nun keine Bäume mehr und keinen Weg, es gab nur noch ein weißes wallendes und kaltes Etwas, das in der Verkehrsdurchsage jäh einsetzende Nebelbänke hieß. Dann stolperte ich und fiel.

Ich fiel weich.

Ich fiel auf einen Menschen. Ich rappelte mich erschrocken – oder war ich entsetzt? – wieder hoch und leuchtete dem Menschen ins Gesicht. Der Mensch war eine junge Frau, das sah ich sofort, trotzdem sie in warmer Kleidung steckte und das Gesicht beinahe ganz von einer wattierten Kapuze verhüllt war.

Der Boden war hart gefroren, ich sah unwillkürlich auf meine Armbanduhr, die mit einem Thermometer ausgestattet war, meine Frau hatte mir diese Uhr zu meinen sechzigsten Geburtstag geschenkt; erst hatte ich diese Uhr etwas belächelt, aber dann fand ich sie praktisch.

Das Thermometer zeigte 16 Grad minus.

Es war kalt, durch den Nebel war es beißend kalt, der Atem fror an den Nasenflügeln und vor mir lag eine junge und vermummte Frau, die sich nicht regte und tot zu sein schien. Aber sie atmete ruhig und gleichmäßig.

Ich kniete mich neben sie und begann sie zu schütteln, und weil sie nach wie vor keinen Laut von sich gab und keinerlei Regung zeigte, begann ich, sie hochzuziehen.

Sie war schwer. Ich schaffte nur ihren Oberkörper hochzuziehen, rüttelte sie und ließ sie wieder fallen.

Der Nebel war furchtbar, naß und eisig zugleich.

Die junge Frau durfte nicht liegen bleiben, sie holt sich den Tod. Ja, wie lange lag sie schon, wie kam sie hierher.

Ich schrie. Ich schrie. Aber wer sollte mich hören, die nächsten Häuser, eine Siedlung, waren einen Kilometer entfernt, und wer ging schon bei diesem furchtbaren Wetter vor das Haus, wenn er nicht unbedingt mußte.

Ich war ratlos, ich war verzweifelt. Wieder kniete ich mich neben die Frau und rüttelte sie, ich schrie sie an, ich

klatschte ihr ins Gesicht, ich versuchte abermals sie hochzuheben, so, daß sie wenigstens an einen Baum gelehnt sitzen konnte.

Sie war zu schwer, obwohl ich mit meinen 60 Jahren noch kräftig war und manchen jungen Mann an Ausdauer übertraf, aber diese Last auf dem gefrorenen Boden war wie ein schwerer Sack. Mein Gott, laß endlich den Nebel abziehen, laß die Sonne heraus. Es fehlte nicht viel und ich hätte in meiner verzweifelten Hilflosigkeit geheult.

Endlich raffte ich mich auf, wenn ich sie schon nicht heben konnte, so mußte es mir möglich sein, sie vom Weg weg zu schleifen.

Und es gelang mir tatsächlich unter Mühen und mit meiner letzten Kraft sie vom Weg zu zerren und im Gehölz ihren Oberkörper an einen Baumstamm zu lehnen, dort hielt ich ihre Schultern umklammert, damit sie nicht umkippt.

Ich atmete schwer, ich war wütend auf den Nebel, zornig auf die Menschen, die seinetwegen nicht spazieren liefen, ich war auf mich selbst böse, weil ich den Rat meiner Frau nicht befolgt hatte, bei dieser Suppe, wie sie den Nebel nannte, daheim zu bleiben.

Lieber Gott, feg diese weiße Wand fort.

Sonst begegnete ich auf meinem Spazierweg, der seit meiner Pensionierung vor drei Jahren immer der gleiche und acht Kilometer weit war, immer Menschen, auch bei Kälte, auch bei Schnee, auch bei Regen.

Ich schrie: Wo seit ihr denn, ihr Feiglinge!

Ich schrie! Ich schrie!

Die Frau lehnte nun ohne meine Hilfe am Baumstamm und ich schob die Kapuze ihres Anoraks vom Kopf. Sie schlief. Sie war schön. Ihr langes schwarzes Haar fiel über die Schultern. Ich betrachtete sie lange und war beeindruckt von ihren Gesichtszügen.

Sie atmete. Es war kalt. Unter meiner Nase gefror der Nebel zu Kristallen.

Lieber Gott, fege das weiße wallende Ungeheuer fort.
Was muß ich tun. Ich kann doch nicht ewig hier stehen
und in diesem Gesicht nach einem Ausweg forschen.
Ich schrie abermals, aber meine Stimme war heiser und
kraftlos geworden.
Mit einem Mal überkam mich Zorn, Zorn auf diese junge
Frau, die sich erdreistet hatte, sich mir in den Weg zu
legen. Warum lag sie nicht auf einem anderen Weg, warum
nicht zu Hause auf der Couch oder im Bett. Was hatte ich
ihr getan, daß sie mich in diese Bedrängnis brachte.
Ich gehe fort, ich lasse sie sitzen, ich kenne den Weg, auch
wenn die Welt um mich weiß war und wallend. Junge
Frau, ich verfluche dich. Ich verfluche dich.
Ich schrie: Ich verfluche dich!
Ich drehte mich zu ihr und erschrak: Sie hatte die Augen
geöffnet und starrte mich an. Ihre Augen waren schwarz.
Kohlenaugen. Ich war wie gelähmt. Ich zitterte.
Mühelos stand die Frau auf und schritt auf mich zu. Sie
sagte mit fester Stimme: »Was haben Sie mit mir gemacht?
Wo haben Sie mich hingebraht? Wo ist mein Fahrrad?«
Ich spürte ihren Atem in meinem Gesicht, ihr Atem war
weiß wie der Nebel und heiß. Ich fror, ich zitterte und
blieb stumm.
»Wen verfluchen Sie? Wen?!«, fragte sie.
»Dich«, preßte ich zwischen den Zähnen hervor und in
diesem Moment hätte ich sie mit Lust geschlagen. Sie
lachte. Es war kein böses, es war ein fröhliches Lachen.
Jetzt werde ich ihr meine Faust auf die Nase schlagen, ihr
Gelächter war unerträglich, und als ich ausholen wollte,
drehte sie sich um und rannte fort, der Nebel hatte sie
geschluckt aber ein paar Sekunden noch hörte ich ihr
Lachen.
Dann war es still, nicht einmal der Wald rauschte.
Träume ich? Ich setzte mich an den Stamm, an dem die
Frau gesessen hatte und betrachtete meine Hände, als

könnten sie mir Aufschluß geben über das, was ich eben erlebte. Ich zählte meine Finger.

Auf einmal, innerhalb Sekunden, war der Nebel weg, ich sah staunend die weiße Wand ostwärts ziehen, als würde sie geschoben oder gezogen. Die Sonne brach durch, eine weiße Scheibe. Wie lange habe ich so gesessen?

Ein Hund bellte, er lief neben einem Fahrradfahrer, und als der auf gleicher Höhe war, rief er: »Mann, sind Sie verrückt? Stehn sie auf, Sie holen sich ja den Tod.«

Ich stand auf und wollte ihn fragen, ob ihm eine junge Frau begegnet sei, aber er war schon hundert Meter weit fort.

Eine Stunde später war ich zu Hause und trank, was ich niemals vorher tat, ein Glas klaren Schnaps. Meine Frau staunte und fragte: »Ich dachte schon, du hättest dich verlaufen bei der Suppe draußen.«

»Ich verlaufe mich nie«, erwiderte ich.

»Was Besonderes unterwegs?«

»Keine Menschenseele.«

»Nicht alle sind so Narren wie du«, dabei lächelte sie mich an, es war ein hintsinniges Lächeln, aber ich habe eine gute und auch kluge Frau, die mit ihren 56 Jahren noch eine mädchenhafte Figur besaß.

Vor dreißig Jahren wäre sie beinahe bei der Geburt unserer Zwillinge gestorben, sie lag zwei Wochen auf Leben und Tod im Krankenhaus. Die Zwillinge sind nun verheiratet, haben ebenfalls zwei Kinder, verdienen gut als Bauingenieure und meine Frau und ich sind vierfache Großeltern. Aber da gab es noch die junge Frau im Nebel und im Wald, die mich auslachte.

Ich fragte mich am Abend, während ich im Fernsehen die Nachrichten verfolgte, ob das alles tatsächlich wahr gewesen war, was ich heute Nachmittag erlebt hatte und überhörte die Kommentare meiner Frau, die sie zu verschiedenen Nachrichten und Bildern wie gewöhnlich von sich gab.

Als die Wetterkarte auf dem Bildschirm erschien, fragte sie leise: »Hartmut, was ist mit dir?«
»Was soll sein?«
»Du kommst mir fremd vor.«
»Ich war in Gedanken.«
»Du solltest nicht mehr im Nebel spazieren gehen; das vernebelt den Verstand.«
»Du hast recht, wie immer.«
Sie lächelte und schaltete den Fernseher aus.

[...]

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück, es war gegen zehn Uhr, trat ich auf die Terrasse unseres Reihenhauses. Es war eisig kalt, aber klar. Ich fror, ich wollte frieren. Ich wollte leiden. An Bäumen und Büschen hing der Rauhreif fingerdick und drückte die Zweige und Äste nach unten. Wer war die Frau, die mich fragte, was ich mit ihr gemacht hätte und wo ihr Fahrrad abgeblieben war?

(ca. 1993/94)

Nachwort

Max von der Grün (1926-2005) – der Name weckt unwillkürlich Erinnerungen an den ›Dortmunder Dreiklang‹: Kohle, Stahl und Bier. Bei näherer Betrachtung wird das Bild differenzierter. Der gebürtige Franke und bekennende Dortmunder war Schriftsteller und Autodidakt, in seinen Romanen und Erzählungen schildert er vor dem Hintergrund unterschiedlicher *Plots* die Lebenswelt der arbeitenden Menschen im Ruhrgebiet und ihr soziales Umfeld: Arbeitsbelastung, finanzielle Nöte, soziale Ausgrenzung. Immer wiederkehrend: die Veränderung der Arbeitswelt durch die »Automatisierung«, die durch ihren Beruf für die Arbeitswelt unbrauchbar gewordenen »Invaliden«, die Probleme der Arbeitsmigranten, die Bedrohung durch den Neofaschismus. Und, gar nicht so recht in den überschaubaren Themenkreis passend: *Vorstadtkrokodile*, ein Jugendbuch, in dem ein körperlich behinderter jugendlicher die Hauptrolle spielt, bis heute in Schulen gelesen und zweimal verfilmt, zuletzt 2008, gut 30 Jahre nach seinem Erscheinen.

Doch das ist nur die eine Seite des Autors Max von der Grün. Es existiert ein umfangreiches journalistisches Werk, das heute beinahe vergessen ist: Analysen politischer und wirtschaftlicher Missstände, persönlich gehaltene Einnisierungen gegen soziale Ungerechtigkeit. Hinzu kommt von der Grüns Auseinandersetzung mit der modernen Literatur: Rezensionen, Betrachtungen zur Literatur der Arbeitswelt, Reflexionen über das Schreiben und dessen Wahrnehmung.

Max von der Grüns Prosa hat in der öffentlichen Wahrnehmung Höhen und Tiefen erfahren, doch sie war stets ›greifbar‹: Die Bücher befanden sich über viele Jahre im Sortiment der Verlage, auch die Bibliotheken haben von der Grüns Werke in ihre Bestände aufgenommen, 2009 bis 2011 erschienen die Romane erneut, dieses Mal als zehn-

bändige Werkausgabe im Pendragon-Verlag. Die journalistischen Arbeiten erschienen in Zeitungen und Zeitschriften, und damit waren sie kurze Zeit später wieder von der Bildfläche verschwunden, Tagesgeschäft, für die meisten des Aufbewahrens nicht wert. Doch das Dortmunder *Fritz-Hüser-Institut für Literatur und Kultur der Arbeitswelt* hat diese Dokumente archiviert. Der dort verwahrte Nachlass Max von der Grüns, der inzwischen erschlossen wurde und für die Benutzung zugänglich ist, bietet eine Fülle von journalistischen und essayistischen Texten aus der Feder des Autors, von denen eine Auswahl in dieses Lesebuch aufgenommen wurde. Der Nachlass, angereichert (und dies ist im positiven Sinne der Wortbedeutung zu verstehen) durch das Sammlungsgut der Dortmunder Autorendokumentation, enthält eine sicherlich nicht vollständige, aber dennoch erstaunlich breit gefächerte Palette von Aufsätzen, Rezensionen und Stellungnahmen Max von der Grüns sowie eine kaum übersehbare Menge von Sekundärquellen. »Nicht als gegeben hinnehmen«, war seine Antwort auf die *FAZ*-Frage nach seinem Motto.¹² Zu seinen Lieblingslyrikern erkor er Heinrich Heine und Bert Brecht; Stefan Zweig, Maxim Gorki und Honoré de Balzac waren seine Lieblingsschriftsteller. Ungeduld war eine seiner schlimmsten Eigenschaften. Das Politmagazin *Der Spiegel* bezeichnete ihn einmal als »Revier-Goethe«. Rainer Werner Fassbinder ließ sich durch seine Erzählungen zu der Serie *Acht Stunden sind kein Tag* inspirieren. Wolfgang Petersen verfilmte in jungen Jahren – lange vor Hollywood – seinen Roman *Stellenweise Glatteis* mit Günther Lamprecht in der Hauptrolle (1975). Horst Frank (1929-1999) spielte den Lothar Steingruber in der Verfilmung von *Flächenbrand* (1979) – insgesamt wurden elf Fernsehspiele nach seinen

¹² *FAZ*-Fragebogen: *Max von der Grün. Schriftsteller*. Zit. n. *Max von der Grün: Auskunft für Leser*. Hg. v. Stephan Reinhardt. Darmstadt/Neuwied 1986, S. 257f., hier: S. 258.

Texten erstellt (womit er zu den am häufigsten verfilmten deutschen Autoren zählt); dennoch ist er innerhalb der Literaturkritik und -wissenschaft selten angemessen rezipiert und akzeptiert worden: Max von der Grün, postulierter Arbeiterschriftsteller – der mit diesem Begriff nie etwas anfangen konnte –, ein Verfasser kurzweiliger Bücher, Chroniken seiner Welt im Ruhrgebiet, ohne allzu hohen literarischen Anspruch, in denen dem »kleinen Mann« gründlich »aufs Maul« geschaut wurde – Vergleiche mit Hans Falladas Romanen drängen sich förmlich auf. »Das Klischee des Arbeiterdichters«, schrieb die *Neue Westfälische Zeitung* 2002, »verfolgt ihn bis heute. Dabei kann Max von der Grün viel mehr, als über Kohlebergbau und das Leben unter Tage zu schreiben.«¹³ – Von der Grün selbst hielt das Etikett »Arbeiterschriftsteller« in seiner unnachahmlichen Art für »Quatsch mit Soße«.

»Ich sehe immer nur Menschen«, schrieb er am 24. August 1974 an den Literaturhistoriker Franz Schonauer, und wenn die Menschen, die er beschreibe, nun einmal zufällig Arbeiter seien, so läge dies daran, dass er u.a. am meisten mit Arbeitern gelebt habe.¹⁴ Und »Menschen muss man gefühlt haben, wenn man über sie schreiben will«, so der Literaturwissenschaftler Stephan Reinhardt, der 1978 mit seinem *Materialienbuch* über Max von der Grün (Neuaufgabe 1986) eine erste wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Autor auslöste.¹⁵ Er war ein unbequemer Schriftsteller, ein politischer dazu, dem sein gesellschaftspolitisches Engagement den Ruch des Netzbeschmutzers, des Schwarz-

¹³ *Neue Westfälische Zeitung* v. 3. Juli 2002.

¹⁴ Franz Schonauer: *Der Schriftsteller Max von der Grün*. In: Reinhardt, *Auskunft für den Leser*, S. 41-63, hier: S. 41 – der Beitrag, ein Hörfunkfeature für den *Sender Freies Berlin*, erschien zuerst in *Text & Kritik* 45 (1975), S. 4-15.

¹⁵ Stefan Reinhardt: *Einleitung*. In: Ders., *Auskunft für den Leser*, S. 13-33 – der Band ist eine »Neue, erweiterte Ausgabe« des *Materialienbuchs* von 1978.

malers, mit einer »Sucht nach sozialer Kritik«,¹⁶ einbrachte, der Heuchelei und Bigotterie verabscheute, der richtig »muffig« sein konnte und sich als Chronist der sozialen Entwicklung Deutschlands aus der Perspektive der Arbeiterschaft verstand. Damit hat er »eine neue gesellschaftliche Dimension in die Literatur hineingetragen«.¹⁷ Unangepasst blieb er Zeit seines Lebens ein Einzelgänger, der oft genug (zu) unverblümt seine Meinung kundtat.

Dieses Lesebuchs möchte die drei Fassetten des Werks von Max von der Grün »lesbar« machen: die Prosa des Romanschriftstellers und Erzählers, der die Arbeitswelt und ihre Veränderung ins Visier nimmt, die journalistischen Beiträge des gesellschaftlich Engagierten, der sich einmischt und Stellung bezieht, und die Aufsätze des Kulturkritikers, der sich mit Literatur, Kultur und deren Vermarktung auseinandersetzt. Die Texte stammen aus den Jahren 1958 bis 1994 und umfassen damit die aktive Zeit des Schriftstellers und Autors Max von der Grün. Die Auswahl erhebt nicht den Anspruch auf quantitative Repräsentativität (seine Romanwerke wurden ausgeklammert), sie erfolgte mit dem Ziel, die breite Themenpalette und die Entwicklung des Autors im zeitlichen Verlauf erfahrbar zu machen. Sie soll Lust machen auf Max von der Grüns Werke und darauf, die Literatur der Arbeitswelt und die Menschen im Ruhrgebiet neu zu entdecken.

Hingewiesen werden soll noch auf die beiden Sonderteile zu Max von der Grün, die das Periodikum *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* in ihrem neunten (S. 181-282) und zwölften Band (S. 171-235) dem Schriftsteller

¹⁶ Vintila Ivanceanu: *Don Quijotes Klassenkampf*. In: *Die Welt* v. 13.09.1973.

¹⁷ Zit. n. *Kritisches Lexikon der Gegenwartsliteratur (KLG)*, Lieferung v. 01.08.1994.

widmete und die neue Sichtweisen auf Werk und Biografie des Autors eröffnen.

Die Herausgeber danken Frau Jenny von der Grün für die Erlaubnis, die Texte Max von der Grüns verwenden zu dürfen. Der (Teil-)Nachlass und die Sammlung im *Fritz-Hüser-Institut für Literatur und Kultur der Arbeitswelt* erwiesen sich als dankbare Fundstellen für die entlegenen Texte. Für die Zusammenarbeit sei hier Frau Hanneliese Palm gedankt.

Anne Maren Delseit erledigte das mühselige Einscannen und digitale Erfassen der ausgewählten Texte.

Köln/Dortmund im Januar 2013

Wolfgang Delseit und Volker Zaib

Textnachweise

Soweit nicht anders vermerkt, befinden sich die hier abgedruckten Zeitschriften- und Zeitungsbeiträge in der Sammlung von der Grün im Fritz-Hüser-Institut für Literatur und Kultur der Arbeitswelt (FHI).

a. Zeitungs- und Zeitschriftenartikel

Die Dortmunder Gruppe 61 aus: *Der Literat* (Bad Soden; heute Berlin), 7./1965, Nr. 4 (April), S. 60 – *Wenn Sie mich fragen* [I] aus: *Elan*, Nr. 5 v. 05.05.1965 – *Wenn Sie mich Fragen* [II] aus: *Elan*, 8/1965 – *Die lebenden Leichen in den gläsernen Särgen* aus: *Konkret*, Nr. 22 v. 24.05.1973 – *Kapituliert oder befreit?* aus: *Deutsche Volkszeitung* vom 27.03.1975 – *Vom Autor, der sich das Telefon abgewöhnt hat* aus *Buchreport*, Nr. 25-B, Juni 1979, S. 26 – *Vom Schreibtisch sehe ich das Schloß* aus: *Westfälische Rundschau* vom 14.04.1990 [Wochenendbeilage].

b. Bücher und Anthologien

Unter Tag aus: [Fritz Hüser/Walter Köpping (Bearb.)]: *Wir tragen ein Licht durch die Nacht. Gedichte aus der Welt des Bergmanns*. Hg. v. der Industriegewerkschaft Bergbau. Bochum [1960], S. 59 – *Rom* aus: *Fahrtunterbrechung und andere Erzählungen*. Frankfurt am Main 1965, S. 220-231 – *Walddläufer und Brückensteher* aus: *Almanach der Gruppe 61 und ihrer Gäste. Aus der Welt der Arbeit*. Neuwied/Berlin 1966, S. 281-311 – *Friseur* aus: *Menschen in Deutschland (BRD). Sieben Porträts*. Darmstadt/ Neuwied: Luchterhand 12. Auflage Oktober 1982 [EA Luchterhand Januar 1973], S. 7-22 – [Vorwort] aus: *Tatort: ZDF-Studio Löwenthal. Mit einem Vorwort von Max von der Grün*. Wuppertal 1975, S. 7f. – *Mittelalter* (1975), *Allein*, (1979) aus: *Klassengespräche*. Darmstadt/Neuwied 1981, S. 1-15, S. 41-43, S. 73-83, S. 155-160 – *1937* aus: *Wie war das eigentlich? Kindheit und Jugend im Dritten Reich*. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand²1982 [EA 1979], S. 103-112

– *Masken, Nichts als gegeben hinnehmen* aus: *Etwas außerhalb der Legalität und andere Erzählungen*. Darmstadt/Neuwied 1980, S. 62-78, S. 204-211.

c. Sonstiges

Ruhrgebiet – Was ist das? Gedanken zur Zeit aus: *Westdeutscher Rundfunk, 1. Programm, Reihe: Kulturelles Wort*. Rundfunkmanuskript [Sendung: Montag, 07.06.1965, 18.45-19.00 Uhr] – [Romanfragment]. Erstveröffentlichung, ca. 1993/94 (FHI).

Die Abbildungen stammen aus der Max-von-der-Grün-Sammlung im Fritz-Hüser-Archiv, Dortmund.